

SOZIOLOGIE MAGAZIN

Publizieren statt archivieren

#2
2021

Dechiffrierungen von Unterdrückung

Interdisziplinäre Zugänge
zu Intersektionalität

Der Intersektionale Mehrebenenansatz, Aktivismus und
die Zukunft der Ungleichheitsforschung Interview mit Kathrin Ganz

und Jette Hausotter | Crossroad-Puzzle von Robin Forstenhäusler | Combahee

River Collective revisited von Arthur Hoffmann | Mit den New

Materialisms forschen Interview mit Cornelia Schadler | Gender-

Publication-Gap im Soziologiemagazin von Veronika Riedl,

Marlene Müller-Brandeck, Tamara Schwertel und Luisa Bischoff

Außerdem: Ausgewählte Fachliteratur | Konferenzen- und Tagungstermine 2022

Intersektionalität

im Verlag Barbara Budrich



Kerstin Bronner, Stefan Paulus

Intersektionalität: Geschichte, Theorie und Praxis. Eine Einführung für das Studium der Sozialen Arbeit und der Erziehungswissenschaft (2. durchgesehene Auflage)

2021 • 146 Seiten • Kart. • 19,90 € (D) • 20,50 € (A) • utb M
ISBN 978-3-8252-5637-1 • eISBN 978-3-8385-5637-6



Heike Mauer, Johanna Leinius (Hrsg.)

Intersektionalität und Postkolonialität. Kritische feministische Perspektiven auf Politik und Macht

Reihe: Politik und Geschlecht, Band 33
2021 • 301 Seiten • Kart. • 52,00 € (D) • 53,50 € (A)
ISBN 978-3-8474-2455-0 • eISBN 978-3-8474-1662-3



Dominik Wagner Diehl, Heike Dierckx, Silke Jakob (Hrsg.)

Intersektionalität und Biografie. Interdisziplinäre Zugänge zu Theorie, Methode und Forschung

2018 • 177 Seiten • Kart. • 26,00 € (D) • 26,80 € (A) • utb M
ISBN 978-3-8474-0516-0 • eISBN 978-3-8474-0951-9

www.shop.budrich.de | www.utb-shop.de

Editorial

Dechiffrierungen von Unterdrückung – Interdisziplinäre Zugänge zu Intersektionalität

Rassistische Gewalt, Unterdrückung von Frauen*, Ausschließungen von Armut betroffenen Menschen, Diskriminierung von Personen mit Behinderungen oder die Ausgrenzung von LGBTQI+-Personen verweisen auf individuell erfahrene sowie strukturell verankerte Ungleichheitsverhältnisse. In den Sozialwissenschaften stehen diese Phänomene im Zentrum von empirischen Ansätzen und theoretischen Perspektiven. Sie nähern sich den Ursachen und Dynamiken von Unterdrückung und Benachteiligung vor dem Hintergrund kapitalistischer Logik, historischer Verwerfungen, imperialistischer Systeme oder über den Aspekt der Umweltzerstörung an. Wie diese Ursachen und Dynamiken zusammenspielen, damit beschäftigt sich seit spätestens den 1980er Jahren die intersektionale Forschung. Sie nimmt stets mehrere Achsen der Ungleichheit in den Blick und versucht der Komplexität von Ungleichheitsphänomenen mit ihren Studien und Forderungen gerecht zu werden. Intersektionale Zusammenhänge stellen Forschende allerdings nicht nur vor forschungspraktische Herausforderungen, sondern machen es auch notwendig, die epistemologische Basis der Arbeiten zu über-

denken und die Auswirkungen der eigenen diskursiven Verstrickungen auf die Forschungspraxis zu reflektieren. Zuletzt zeigten sich die unterschiedlichen Betroffenheiten verschiedener gesellschaftlicher Gruppen und die Herausforderungen ihrer Erforschung – das Zusammenwirken von u.a. *gender*, *class*, *race* und *age* in Marginalisierungsprozessen – in der Corona-Pandemie.

Die soziologische Beschäftigung mit den Dimensionen der Ungleichheit soll auch vor der eigenen wissenschaftlichen Arbeit nicht Halt machen. Wer produziert Wissen und für wen? Die strukturelle Unterrepräsentation unter anderem von Frauen* und Wissenschaftler*innen im klassischen soziologischen Kanon sowie im laufenden Wissenschaftsbetrieb, die außerhalb der eurozentristischen Perspektive forschen und lehren, zeigt Reflexions- und Veränderungsbedarf auf.

Aufgrund der Aktualität des Themas sowie zahlreicher redaktionsinterner Diskussionen über fehlende Diversität im Soziologiemagazin entschieden wir, das Thema dieses Heftes nicht wie üblich durch

eine Umfrage unter unserer Leser*innen-schaft bestimmen zu lassen. Einstimmig fassten wir den Entschluss, den Raum für Diskussion und Reflexion zu öffnen und nachwuchswissenschaftliche Perspektiven zum Begriff *Intersektionalität* ins Zentrum der 24. Ausgabe des Soziologiemagazins zu stellen. Zentrales Anliegen des vorliegenden Heftes ist es dabei auch, das von der afro-amerikanischen Juristin Kimberlé Crenshaw geprägte Konzept der Intersektionalität und seine theoretischen Herausforderungen wie empirischen Anwendungen neu zu diskutieren und seine Potenziale kritisch zu beleuchten. Trotz seines Schlagwortcharakters und vielleicht ob der schon länger zurückliegenden Entstehung ist das Konzept zuletzt oftmals aus dem Fokus geraten.

Den Einstieg in das Heft macht wie gewohnt ein Interview zu unserem Schwerpunkt: Andreas Schulz spricht mit Kathrin Ganz und Jette Hausotter über ihre Zugänge zum Thema. Die beiden Intersektionalitätsforscherinnen reden über den von Nina Degele und Gabriele Winker in den 2000er Jahren konzipierten Intersektionellen Mehrebenenansatz sowie über ihre aus der Praxis gewonnenen methodischen Erweiterungen, Anwendungsgebiete und Kniffe. Darüber hinaus diskutieren sie die Verknüpfung von (sozialwissenschaftlicher) Ungleichheitsforschung und Aktivismus sowie die Zukunft intersektionaler Forschung.

In unserem Schwerpunktbeitrag „*Crossroad-Puzzle – Intersektionelle Gesellschaftstheorie zwischen Strukturen, Kategorien und Ideologien*“ prüft Robin Forstenhäusler, welche Konsequenzen aus der Konzeptualisierung der sozialwissenschaftlichen Trias von Gender, Race sowie Klasse als klar abgrenzbare Unterdrückungssysteme entspringen. Angelehnt an der Kritischen Theorie plädiert er für einen ideologiekritischen intersektionalen Zugang basierend auf einem Verständnis von Gesellschaft als Totalität.

Arthur Hoffmann setzt sich im Perspektiventeil mit den Anfängen des Intersektionalitätsbegriffs und seiner aktuellen populärwissenschaftlichen Rezeption im Kontext antirassistischer Bewegungen auseinander. In dem Beitrag „*Combahee River Collective revisited. Zum aktuellen Verständnis von Intersektionalität im identitätspolitischen Diskurs*“ regt er zum Nachdenken über die Verdinglichung und Essentialisierung sozialer Grenzen in identitätspolitischen Debatten im Spannungsfeld zwischen Universalismus und Partikularismus an und weist auf dadurch entstehende Gefahren hin.

Im zweiten Heftinterview bespricht Tamara Schwertel mit der Wiener Soziologin Cornelia Schadler methodologische Zugänge zu speziellen Themen sowie theoretische Zugänge intersektionaler Forschung. Sie spricht unter anderem über das Konzept der Elternschaft und geht neben

der sozialkonstruktivistischen insbesondere auf die neomaterialistische Intersektionalitätsforschung ein. Dabei kommt sie auch auf Kontroversen und Dispute innerhalb der Forschung zu sprechen.

Die von Andreas Schulz zusammengetragenen Standardwerke und aktuellen Literaturempfehlungen zum Thema runden den Schwerpunkt ab und geben Anregungen für die weiterführende Beschäftigung mit intersektionalen Fragestellungen.

Im redaktionsinternen Reflexionsbeitrag „*Gender-Publication-Gap im Soziologiemagazin – Was tun?*“ hinterfragen Veronika Riedl, Marlene Müller-Brandeck, Tamara Schwertel und Luisa Bischoff, warum Frauen* in der Autor*innenschaft des Soziologiemagazins unterrepräsentiert sind. Sie stellen einen im Dezember 2020 und Januar 2021 durchgeführten Survey vor, der erkunden sollte, warum es zu einem Ungleichgewicht unter den Autor*innen und bei den Einreichungen für unsere Hefte kommt, und präsentieren die hierzu in der Redaktion diskutierten und ergriffenen Maßnahmen.

Einen Überblick über nun zum Teil auch wieder offline stattfindende wissenschaftliche Veranstaltungen stellt unser neues Redaktionsmitglied Annabell Lamberth vor.

Wir danken allen Involvierten, die dieses Heft durch ihre Beiträge, ehrenamtliche Redaktionsarbeit, Anregungen und kritischen Kommentare möglich gemacht haben und wünschen viel Freude bei der Lektüre von „*Dechiffrierungen von Unterdrückung – Interdisziplinäre Zugänge zu Intersektionalität*“. Vielleicht können die Beiträge die eine oder andere Diskussion anregen oder sogar Inspiration für die Einbeziehung intersektionaler Perspektiven in die Forschungspraxis geben.

Stellvertretend für die Redaktion des Soziologiemagazins, November 2021

Veronika Riedl und Andreas Schulz

Das Editorial wurde von **Cathrin Mund** und **Michelle Helmkamp** lektoriert.

Armutsforschung

Handbuch für Wissenschaft und Praxis



Armutsforschung

Handbuch für Wissenschaft und Praxis

Herausgegeben von Prof. Dr. Kai Marquardsen

2022, ca. 615 S., brosch., ca. 58,- €

ISBN 978-3-8487-5853-1

Erscheint ca. 4. Quartal 2021

Die Wahrnehmung wachsender sozialer Unsicherheiten und Spaltungen lässt, nicht zuletzt aufgrund der COVID-19-Pandemie, Fragen von sozialer Ungleichheit und Armut wieder verstärkt in den Blick rücken. Das interdisziplinäre Handbuch geht auf diese neuen und alten Herausforderungen ein und nimmt zugleich eine kritische Einordnung und Interpretation aktueller Entwicklungen sowie Erscheinungs-

formen von Armut vor. Neben der wissenschaftlichen Auseinandersetzung liefert das Handbuch Perspektiven für die sozialpolitische Bearbeitung von Armut. PraktikerInnen, Studierenden und WissenschaftlerInnen an der Schnittstelle verschiedener sozialwissenschaftlicher Teildisziplinen dient es als umfangreiches und zugleich konzises Nachschlagewerk.

 Nomos
eLibrary nomos-elibrary.de

Bestellen Sie im Buchhandel oder
versandkostenfrei online unter nomos-shop.de

Alle Preise inkl. Mehrwertsteuer



Nomos

2 / 2021

Editorial	1
Dechiffrierungen von Unterdrückung – Interdisziplinäre Zugänge zu Intersektionalität <i>von Veronika Riedl und Andreas Schulz</i>	

Schwerpunkt

Der Intersektionale Mehrebenenansatz, Aktivismus und die Zukunft der Ungleichheitsforschung.....	7
Ein Expertinneninterview mit Kathrin Ganz und Jette Hausotter <i>geführt von Andreas Schulz</i>	
Crossroad-Puzzle.....	19
Intersektionelle Gesellschaftstheorie zwischen Strukturen, Kategorien und Ideologien <i>von Robin Forstenhäusler</i>	

Perspektive

Combahee River Collective revisited.....	43
Zum aktuellen Verständnis von Intersektionalität im identitätspolitischen Diskurs <i>von Arthur Hoffmann</i>	
Mit den New Materialisms forschen.....	57
Ein Expertininterview mit Cornelia Schadler <i>geführt von Tamara Schwertel</i>	

Wissenschaftliches Schreiben

Gender-Publication-Gap im Soziologiemagazin	69
Was tun? <i>von Veronika Riedl, Marlene Müller-Brandeck, Tamara Schwertel und Luisa Bischoff</i>	

Aus der Redaktion

Literaturhinweise.....	86
Tagungen und Termine	92
Redaktionsteam und Danksagung.....	94
Impressum.....	97



Wer würde nicht gerne in einem Magazin erscheinen?

Falls du gerne schreibst und Begeisterung für die Soziologie aufbringst, könnte in der nächsten Ausgabe dein Beitrag hier gelistet sein!

SCHWERPUNKT



Der Intersektionale Mehr-ebenenansatz, Aktivismus und die Zukunft der Ungleichheitsforschung

Ein Expertinneninterview mit Kathrin Ganz und Jette Hausotter

7

geführt von Andreas Schulz

SozMag: *Vielen Dank, dass Sie sich die Zeit nehmen unsere Fragen zu beantworten. Zum Einstieg möchten wir immer gern von unseren Interview-Gäst*innen wissen, wie Sie zu ihrem Forschungsfeld gekommen sind und was Sie an dem Thema Intersektionalität besonders fasziniert?*

Kathrin Ganz: Ich habe ab 2002 Politikwissenschaften, Soziologie und Gender und Queer Studies an der Uni Hamburg studiert. Mich hat interessiert, welche Rolle soziale Differenzkategorien in der Gesellschaft spielen. Besonders inspirierend fand ich damals poststrukturalistische und

queere Theorien – sie zeigten mir, dass Identität nichts ist, was einfach so da ist, sondern dass das etwas mit Machtverhältnissen im Foucaultschen Sinne und damit mit Diskursen zu tun hat. Intersektionalität war als Begriff zu der Zeit noch nicht so präsent. Aber dass wir über Geschlecht und Sexualität nicht nachdenken können, ohne uns mit Rassismus, Dis_Ability und Klasse zu beschäftigen, haben mir Dozierende wie Antke Engel, Jin Haritaworn oder Encarnación Gutiérrez Rodríguez damals vermittelt. Ich bin sehr dankbar dafür, in einem Umfeld studiert zu haben, wo feministische, queere und postkoloniale

99

Ich bin sehr dankbar dafür, in einem Umfeld studiert zu haben, wo feministische, queere und postkoloniale Perspektiven ins Zentrum gesetzt wurden, während sie ja bis heute oft das ‚add-on‘ in der letzten Seminarsitzung sind.

8

Perspektiven ins Zentrum gesetzt wurden, während sie ja bis heute oft das ‚add-on‘ in der letzten Seminarsitzung sind. Im Studium habe ich dann auch Seminare bei Gabriele Winker belegt, die an der TU Hamburg eine Professur für Arbeitswissenschaft und Gender hatte. Das hat mein Denken noch mal erweitert. Denn Gabriele Winker war einerseits an den dekonstruktivistischen und queeren Perspektiven interessiert, die wir Studierende damals einbrachten, hat aber andererseits immer wieder darauf gepocht, dass sich kritische Sozialforschung auch mit der materiellen Verfasstheit der kapitalistischen Gesellschaft beschäftigen muss, wenn sie einen Beitrag zur Veränderung leisten will.

Jette Hausotter: Meine erste Stelle als wissenschaftliche Mitarbeiterin hatte ich ab 2009 in einem Projekt bei Gabriele Winker an der TU Hamburg. Seitdem kenne ich auch Kathrin. Die Stelle in Hamburg war für mich damals interessant, weil ich nach einem theorielastigen Studium in die empirische Sozialforschung einsteigen konnte. Dabei fand ich es gut, wie in dieser Forschungsgruppe dekonstruktivistische und materialistische

Ansätze in einer produktiven Weise zusammen vertreten waren. Das prägte auch unsere Diskussionen über intersektionale Ansätze – besonders nach der Veröffentlichung von Gabriele Winkers und Nina Degeles Buch, auf das wir uns in allen Projekten stark bezogen haben. Empirische und politische Fragen sind für mich also bis heute noch ein wichtiger Zugang zum Thema Intersektionalität. Bevor ich an die TU Hamburg ging, hatte ich von 2001 bis 2008 in Berlin Gender Studies studiert und bin eigentlich erst am Ende des Studiums wirklich auf das Konzept und die Theoriegeschichte von Intersektionalität gestoßen. Das war, als ich mich in meiner Magistraarbeit mit der Bedeutungszunahme von bezahlter Haushaltsarbeit beschäftigt habe. Um dieses Phänomen einzuordnen, habe ich mich mit den Verschränkungen von Gender- und Migrationsregimen im neoliberalen Kapitalismus beschäftigt. Intersektionalität lernte ich in diesem Zusammenhang als Perspektive kennen, die nicht eine Ungleichheitskategorie ins Zentrum stellt, sondern die Verschränkung von Herrschaftsverhältnissen als Ausgangspunkt der Betrachtung nimmt. Die Perspektive

Kathrin Ganz

Kathrin Ganz hat Politikwissenschaft, Soziologie und Gender & Queer Studies an der Uni Hamburg studiert und an der TU Hamburg promoviert. Derzeit arbeitet sie in einem Forschungsprojekt zu „Gender, künstlicher Intelligenz und der Arbeit der Zukunft“ im Fachbereich Sozialökonomie an der Universität Hamburg und hat einen Lehrauftrag am Otto-Suhr-Institut an der FU Berlin. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind Intersektionalität und Digitalisierung. Als Redaktionsmitglied des Open Gender Journal engagiert sie sich für scholar-led Open Access. kathrin.ganz@uni-hamburg.de



war für mich nicht neu – ich kannte entsprechende Diskussionen um Machtverhältnisse und Mehrfachdiskriminierung schon auch aus dem feministischen Aktivismus und dem Studium feministischer Theorien – aber der Begriff war neu. Vorher hatte ich mich an der Uni und in politischen Gruppen viel mit Gender und Klassenverhältnissen im Kapitalismus beschäftigt – wobei wir uns gerade die sozialistisch-feministischen Ansätze auch in Tutorien und Lesegruppen selbst erarbeitet haben. Und natürlich hatten auch die Lehrangebote zu Rassismusforschung und zu Feminismen of Color bereits Gender als intersektionale Kategorie zum Thema. Von Intersektionalität bin ich fasziniert – oder überzeugt trifft es vielleicht besser –, weil Intersektionalität für eine integrale Herrschaftskritik steht und für eine Auffassung von Wissenschaft,

die einen Beitrag zur Überwindung von sozialer Ungleichheit leisten will.

KG: Wir haben beide in unseren Dissertationen versucht, einen intersektionalen Zugang auf unsere Forschungsfelder zu entwickeln. Bei mir ging es um die Netzbewegung, also um soziale Kämpfe im Bereich Digitalisierung, Datenschutz, Urheberrecht usw. In diesem Umfeld sind die Aktivist*innen zumindest in Deutschland überwiegend weiß und mehrheitlich auch cis-männlich verortet (vgl. Ganz 2018).

JH: Ich habe in meiner Dissertation erforscht, inwieweit sich in den Alltagspraxen von jungen Ingenieur*innen so etwas wie ‚prekäre Privilegien‘ von Hochqualifizierten in Erwerbs- und Sorgearbeit widerspiegeln (vgl. Hausotter 2018).

KG: Jette und ich interessieren uns also beide dafür, Intersektionalität gerade auch in Kontexten zu nutzen, wo es nicht zentral um Fragen der Mehrfachdiskriminierung geht, denn auch in der Netzbewegung oder im Ingenieurwesen sind Machtverhältnisse intersektional und werden – wenn auch oft implizit – so verhandelt.

SozMag: *Gabriele Winker und Nina Degele haben Ende der 2000er Jahre den ‚Intersektionalen Mehrebenenansatz‘ entwickelt. Sie beide haben in Workshops und Forschungsprojekten mit diesem gearbeitet und erweitert und sogar ein Lehrbuch dazu verfasst. Können Sie diesen Ansatz für unsere Leser*innen elaborieren und die Vor- und Nachteile gegenüber bis dato gängigen Analyse-Tools vorstellen?*

JH: In unserem Buch haben wir zehn Jahre praktische Erfahrungen mit dem Intersektionalen Mehrebenenansatz reflektiert und aufgearbeitet. Das Buch von Winker und Degele (2009) klärt nicht alle Fragen, die sich in der praktischen Anwendung ihres Ansatzes stellen. Daher wurde in der erwähnten Forschungsgruppe an der TU Hamburg ebenso wie an Nina Degeles Lehrstuhl in Freiburg vieles ausprobiert. Im Rahmen von Forschungswerkstätten haben weitere Wissenschaftler*innen, darunter viele Promovierende, ihre Anwendungen der Intersektionalen Mehrebenenanalyse diskutiert. Mit dem Buch wollen wir dieses Erfahrungswissen zur Verfügung stellen.

Wir führen darin zwei zentrale Weiterentwicklungen des Ansatzes aus, wobei diese bereits von Gabriele Winker (2012) in einem Aufsatz festgehalten wurden: erstens der Begriff der Subjektkonstruktion, der für die Interviewanalyse eine zentrale Rolle spielt und zweitens die Entscheidung, die deduktiven Kategorien der Herrschaftsanalyse (Race, Klasse, Gender, Dis_Ability) erst zu einem späten Zeitpunkt in die empirische Analyse einzubeziehen.

KG: Um den Ansatz einmal kurz zusammenzufassen: Theoretisch handelt es sich um eine Verbindung von Intersektionalität und feministisch-materialistischer Gesellschaftsanalyse. Der Intersektionale Mehrebenenansatz begreift Kapitalismus als eine Vergesellschaftungsform, die notwendigerweise soziale Ungleichheit hervorbringt. Winker und Degele sehen den Kapitalismus nicht als ein Herrschaftsverhältnis neben anderen (z.B. neben Patriarchat und Rassismus), sondern als einen politisch-ökonomischen Gesamtzusammenhang, der verschiedene, miteinander verwobene Herrschaftsverhältnisse hervorbringt. In kapitalistischen Gesellschaften sind dies nach Winker und Degele Klassismen, Heteronormativismen, Rassismen und Bodyismen und sie definieren diese vier Herrschaftsverhältnisse insbesondere über ihre Bedeutung für Ausbeutung und soziale Arbeitsteilung, wobei sie Lohn- und Reproduktionsarbeit berücksichtigen. Der empirische Zugang

Jette Hausotter

Jette Hausotter ist wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Hochschule für Technik und Wirtschaft Berlin im Zentralen Referat für Frauenförderung und Gleichstellung. Sie hat Gender Studies und Lateinamerikanistik an der Humboldt Universität zu Berlin studiert und war wissenschaftliche Mitarbeiterin und Promovendin in der Forschungsgruppe Arbeit–Gender–Technik an der TU Hamburg. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind Gender & Diversity in der Hochschullehre, Gleichstellung in der Wissenschaft, Intersektionalität. Sie engagiert sich im Care Revolution Netzwerk. jette.hausotter@htw-berlin.de



ist qualitativ – meistens auf der Basis von Interviews – und daraus werden dann die vielfältigen Subjektkonstruktionen von Menschen im Feld herausgearbeitet. Der Begriff Subjektkonstruktion ist gleichbedeutend mit Selbstpositionierung. Hierbei ist der analytische Blick zunächst induktiv. Die Subjektkonstruktionen, die beschrieben werden, sollen möglichst genau die Auffassung der Interviewten widerspiegeln. Erst im zweiten Schritt wird dies dann auf die theoretisch begründeten Herrschaftsverhältnisse bezogen. Die Subjektkonstruktionen können dadurch in ihrem gesellschaftlichen Kontext kritisch betrachtet werden, ohne einzelne Aussagen übermäßig zu interpretieren. Die Fragestellungen, die bisher mit dem Ansatz bearbeitet wurden, sind vielfältig. Um nur einige Beispiele zu nennen: In der Arbeit von Kathrin Schrader (2013)

zu drogengebrauchenden Sexarbeiterinnen standen Fragen von Widersetzung und Handlungsfähigkeit im Kontext von zunehmender Repression im Stadtteil im Mittelpunkt. Michel Raab (2019) hat untersucht, welche Rolle intersektionale Herrschaftsverhältnisse bei der Aushandlung von Care-Arbeit in nicht-monogamen Beziehungen spielen. In Mazedonien und Bosnien-Herzegowina wurde mit dem Intersektionalen Mehrebenenansatz untersucht, welche Lücken aus der Perspektive von besonders vulnerablen Gruppen im Sozialsystem bestehen (Kotevska et al. 2016). Und Nina Degele hat erforscht, welche Perspektiven aktive Fans auf Diskriminierung im deutschen Profifußball haben (2013).

JH: Zu den Vor- und Nachteilen fällt mir ein: Vorausgesetzt, dass sich die jeweilige Forschungsfrage für die Intersektionale

Mehrebenenanalyse eignet, hat man mit dem Ansatz einen Handlungsleitfaden zur Hand, der dabei hilft, einen intersektionalen Forschungsprozess zu strukturieren. Wir hoffen zumindest, dass unser Buch das leistet. Gleichzeitig ist der Ansatz theoretisch voraussetzungsreich. Um damit zu arbeiten, sind Kenntnisse zu verschiedenen intersektionalen Herrschaftsverhältnissen notwendig, und eine Sensibilität dafür, dieses Wissen an der richtigen Stelle im Forschungsprozess einfließen zu lassen, so dass einerseits die subjektiven Verortungen der Interviewten nicht theoretisch überfrachtet werden, aber andererseits auch deutlich wird, wie intersektionale Herrschaftsverhältnisse empirisch wirken.

SozMag: *Ziel der Intersektionalen Sozialforschung, wie Sie sie verstehen ist es, eine emanzipatorische Erweiterung der Handlungsfähigkeit im alltäglichen und im politischen Handeln der Subjekte zu ermöglichen. Dieser Ansatz geht damit über das hinaus, was mensch als erklärende Soziologie verstehen kann und erhebt damit einen praxeologischen Anspruch. Wie gestaltet sich das Verhältnis von Wissenschaft und Aktivismus für Sie?*

KG: Einen solchen normativen Anspruch haben intersektionale Ansätze gemeinsam (Collins/Bilge 2016; Meyer 2017). Das liegt daran, dass sie in sozialen Bewegungen verankert sind, allen voran im Black Feminism (Hull et al. 1982). In der Praxis

ist das Verhältnis zwischen Wissenschaft und Aktivismus beziehungsweise Politik allerdings kein einfaches. Das liegt zentral an den unterschiedlichen Logiken dieser Felder. So würden wir einerseits den Anspruch aufrechterhalten wollen und sagen: Wissenschaft kann und sollte sich in soziale Auseinandersetzungen einbringen. Aber andererseits kann ich auch viel damit anfangen, was Sarah Speck und Paula-Irene Villa schreiben, wenn sie für „eine Notwendigkeit der Differenzierung, für eine Unterscheidung zwischen Wissenschaft und Politik“ (Villa/Speck 2020: 7) plädieren. Wissenschaft, wie sie in Hochschulen gemacht wird, ist strukturell auf ganz bestimmte Ziele ausgerichtet, die mit denjenigen von Politik oder Aktivismus nichts zu tun haben: Es geht um Wissen, aber eben auch darum, eine bestimmte Qualifikationsstufe zu erreichen, Fördermittel einzuwerben oder zu publizieren. Aktivistische Wissensproduktion, die sich nicht auf diese Logiken einlassen muss, ist da vielleicht freier. In anderer Hinsicht hat aber auch die Wissenschaft den Luxus, eine distanzierte Position einzunehmen, und Dinge noch mal von einer anderen Seite aus zu befragen.

JH: Ich stimme Kathrin zu: Wissenschaft ist zugleich freier und begrenzter als Politik. Wissenschaft ist jedenfalls nicht neutral, sondern situiert (Haraway 1988; Collins 1989). Wissenschaft folgt zwar einer anderen Logik als Politik, aber sie hat eine

gesellschaftspolitische Verantwortung. Ganz konkret haben Wissenschaftler*innen die Verantwortung zu entscheiden, welche Themen sie beforschen, wessen Perspektiven in ihre Untersuchungen einfließen, wie sie die Grenzen ihrer eigenen Perspektive ausloten und diese in Bezug auf ihre Erkenntnisse reflektieren. So gestalten Wissenschaftler*innen auch mit, welches Verwertungs- und Verwendungspotenzial die Ergebnisse am Ende haben. Das geht dabei über Ethikfragen im engeren Sinne (Persönlichkeitsrechte von Forschungsteilnehmer*innen, wissenschaftliche Qualitätsstandards, Transparenz bei der Finanzierung etc.) hinaus. Vielmehr geht es um die Frage, ob meine Forschung dazu geeignet ist, solidarische Gesellschaftsstrukturen und soziale Gerechtigkeit voranzubringen. Das heißt nicht, dass intersektionale Forschung per se Handlungsfähigkeit analysieren muss, sondern es können auch ganz theoretische Fragen sein. Der Intersektionale Mehrebenenansatz ist aber empirisch ausgerichtet und auf jeden Fall mit dem Ziel verbunden, einen Beitrag zu einer emanzipatorischen Erweiterung von Handlungsfähigkeit zu leisten. Wie das umgesetzt wird, kommt dann auf das Thema an. Es kann heißen, dass Policy-Vorschläge für Akteur*innen im Feld gemacht werden. Oder es kann heißen, die Verstrickung von Alltagshandeln oder beruflichem Handeln in Herrschaftsverhältnisse aufzuzeigen, um die gesellschaftliche Eingebundenheit

” Wissenschaft folgt zwar einer anderen Logik als Politik, aber sie hat eine gesellschaftspolitische Verantwortung.

für eine kritische Reflektion zugänglich zu machen. An dieser Stelle denke ich an Fragestellungen aus dem Bereich der Sozialen Arbeit, aber auch an mein Promotions-thema, die Lebensweisen von vergleichsweise Privilegierten. Wir beschäftigen uns in unserem Buch relativ ausführlich mit partizipativer Forschung, wobei wir uns unter anderem auf ein Projekt zu Frauen mit Psychiatrieerfahrungen in der Frauenhausarbeit beziehen (Carstensen et al. 2018). Partizipative Forschung soll nicht heißen, die unterschiedliche Logik von Wissenschaft, Alltagsdenken und politischer Reflektion zu ignorieren, sondern diese zum Ausgangspunkt von Verständigung über Wissensbestände zu machen. Hier halten wir den Intersektionalen Mehrebenenansatz für sehr geeignet, z.B. weil es mehrere methodische Schritte gibt, die sich für eine Rückführung von (Zwischen-)Ergebnissen an die Akteur*innen im Feld eignen.

SozMag: Sie betonen explizit in Ihrem gemeinsamen Band zum ‚Intersektionalen Mehrebenenansatz‘, dass sich dieser nicht für

alle Fragestellungen anbietet. Was meinen Sie konkret damit?

JH: Der Intersektionale Mehrebenenansatz ist ein Ansatz für eine subjektorientierte, qualitative Analyse von sozialen Ungleichheitsverhältnissen in kapitalistischen Gesellschaften. Das Erkenntnisinteresse ist darauf gerichtet, wie Menschen durch ihr individuelles oder kollektives Handeln soziale Ungleichsverhältnisse aufrechterhalten, mitgestalten oder überwinden. Es steht und fällt also mit dem Thema und der Fragestellung, ob der Ansatz sich eignet. Wir plädieren in unserem Buch dafür, eine Intersektionale Mehrebenenanalyse nicht aus methodologischen, sondern primär aus gesellschaftstheoretischen Überlegungen heraus zu wählen. Uns war es wichtig, das zu betonen, weil wir zeitweise den Eindruck hatten, dass die Intersektionale Mehrebenenanalyse – vermutlich gerade weil sie eine so strukturierte Vorgehensweise bietet – als allgemeingültige Methode für jegliche qualitative Forschung aus dem Themenbereich Heterogenität und Vielfalt rezipiert wurde. Dabei lässt sich dieser Ansatz kaum mit Theorien verbinden, die keinen Begriff von kapitalistischer

Vergesellschaftung haben, denn die empirische Analyse nach dem Intersektionalen Mehrebenenansatz legt auf eben diese kapitalistisch geprägten Ungleichheits- und Herrschaftsverhältnisse ihren zentralen Fokus. Vielleicht noch eine Überlegung aus praktischer Perspektive: Je nach Umfang und Anspruch des Vorhabens kann eine empirische Studie mit dem Ansatz ziemlich komplex und langwierig sein. Auch dazu geben wir Hinweise im Buch: welche Ressourcen es grob braucht, um eine Intersektionale Mehrebenenanalyse in unterschiedlicher Ausführlichkeit und Tiefe umzusetzen.

SozMag: *Es gibt nur vergleichend wenige quantitative intersektionale Forschungen. Auch bei Ihrem Ansatz stellt sich mir die Frage, wie dieser für Mixed-Method-Ansätze fruchtbar gemacht werden könnte? Bedarf es einer methodischen Erweiterung?*

JH: Ein Mixed-Method-Design lässt sich grundsätzlich gut mit intersektionalen Mehrebenenanalyse machen. Der Ansatz ist zwar qualitativ und subjektorientiert. Auf die Empirie folgt die Rückbindung an die intersektionalitätstheoretisch

”

Wir plädieren in unserem Buch dafür, eine Intersektionale Mehrebenenanalyse nicht aus methodologischen, sondern primär aus gesellschaftstheoretischen Überlegungen heraus zu wählen.

begründeten vier Herrschaftsverhältnisse. An dieser Stelle kann es sich anbieten, als Theorie nicht nur den Forschungsstand heranzuziehen, sondern weitere Untersuchungen durchzuführen. Das kann auch eine quantitative Untersuchung über Zusammenhänge oder Themen sein, die durch den qualitativen Zugang ins Blickfeld gerückt sind.

KG: Mixed-Methods heißt ja auch, dass man sich über die epistemologischen Grundlagen der jeweiligen Herangehensweise verständigen muss. Das kann bei Stichworten wie Intersektionalität sehr heterogen sein. Gerade quantitative Ansätze verpassen leider oft, die untersuchten Kategorien machtanalytisch zu fundieren und nutzen simplifizierende Methoden, wie eine Studie von Bauer et al. (2021) gerade gezeigt hat. Es ist aber interessant, darüber nachzudenken, was quantitative Ansätze leisten können. Zum einen in strategischer Hinsicht: Wenn man Policy beeinflussen will, können Zahlen ein sehr überzeugendes Mittel sein. Zum anderen aber auch methodisch. Ich habe vor einiger Zeit ein Buch von Charles Ragin und Peer Fiss (2017) gelesen. Ihre „Fuzzy-set qualitative comparative analysis“ untersucht intersektionale soziale Ungleichheit basierend auf der Theorie unscharfer Mengen. Damit können sie zeigen, wie intersektionale Konfigurationen von *race*, *gender* und anderen Lebensumständen mit Armut – als zu erklärende Variable – zusammenhängen.

Ein solcher Ansatz kann also zum Beispiel genutzt werden, um die mit qualitativen Methoden identifizierten Zusammenhänge auch in soziostrukturellen Daten sichtbar zu machen.

SozMag: *In der deutschsprachigen Sozialforschung wird sich dem Thema der Intersektionalität erst in den letzten zehn Jahren vermehrt zugewandt, obwohl erste Ansätze in den 1980ern entwickelt wurden. Wie erklären Sie sich den drastischen Interessensanstieg in den letzten Jahren?*

JH: Wenn wir die Sozialforschung in den Gender Studies anschauen, sieht das anders aus. Hier wird das Konzept der Intersektionalität seit 20 Jahren intensiv diskutiert. Das gilt auch für die deutschsprachige Frauen- und Geschlechterforschung, die ja als Sektion in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie vertreten ist. Soziale Ungleichheitsforschung ist meines Erachtens in Deutschland stark mit Sozialstrukturanalyse verbunden, klassentheoretisch ausgerichtet und dabei tendenziell erwerbsarbeitszentriert. Gleichzeitig wurde und wird Intersektionalität oftmals verkürzt rezipiert. Nämlich als ein Konzept zur Analyse individueller Diskriminierungserfahrungen und Vorurteile und weniger als Instrument zur Analyse von institutionellen und strukturellen Bedingungen. Manche sehen in der Intersektionalitätsforschung sogar eine Gefahr für eine kritische Analyse von

kapitalistischen Herrschaftsverhältnissen, weil sie Ungleichheit diskriminierungstheoretisch verkürze (Zander 2017) oder generell unmaterialistisch (Lütten et al. 2021) sei. So betrachtet verwundert es nicht, dass die Intersektionalitätsdebatte in ‚der‘ deutschsprachigen Sozialforschung erst so spät rezipiert wird. Hier spiegelt sich nicht zuletzt auch die mangelnde institutionelle Absicherung und Anerkennung der Gender Studies in Deutschland wider.

SozMag: *Zum Ende würden wir gerne mit Ihnen ein Blick in die Zukunft werfen und von Ihnen wissen wollen; wo soll die Intersektionalitätsforschung hin?*

KG: Mein Eindruck ist, dass es allgemein ein großes Bedürfnis gibt, gesellschaftliche Verhältnisse in ihrer Komplexität und Pluralität zu erfassen. Zum Beispiel in der Arbeits- und Industriesoziologie: Wenn dort erforscht wird, wie sich Arbeitsverhältnisse wandeln und welche Auswirkungen das hat, reicht es nicht, nur in die Betriebe zu schauen. Man muss den gesamten Lebenszusammenhang berücksichtigen, also insbesondere Fragen der sozialen Reproduktion, und kann dabei Geschlechterverhältnisse, Rassialisierung und Ableismus vor allem auch empirisch nicht außen vorlassen. Intersektionalität ist hier nicht nur eine hilfreiche Metapher, um über das Zusammenwirken von sozialen Verhältnissen zu sprechen, sondern hat auch forschungsethische Überlegungen

und analytische Tools zu bieten, um diese Zusammenhänge zu untersuchen. Auf der einen Seite denke ich also: Es ist an der Zeit, dass intersektionale Theorien und Ansätze in der Breite der sozialwissenschaftlichen Forschung stärker rezipiert werden. Auf der anderen Seite muss man aber auch darüber sprechen, dass damit der Fokus auf die Lebenssituationen von zum Beispiel schwarzen Frauen auf diese Weise verloren gehen kann und inwieweit dadurch strukturelle Unsichtbarkeit reproduziert wird. Auf den deutschsprachigen Kontext bezogen heißt das aus meiner Sicht: Wir brauchen einen substanziellen Aufbau von kritischer, intersektionaler Rassismusforschung und von Orten, an denen mit dekolonialen Theorien gearbeitet wird. Das gleiche gilt auch für die Disability Studies.

JH: Ich arbeite an einer Hochschule für angewandte Wissenschaften. Dort ist Forschung generell sehr praxisorientiert. Unter dem Stichwort Transfer geht es darum, Wissen zugänglich und anwendbar zu machen, das finde ich super. Problematisch finde ich es, wenn Fragestellungen und Lösungen zu eng am Ziel verwertbarer, marktgängiger Entwicklungen ausgerichtet sind. Hier kann Intersektionalität eine Richtschnur sein, um sicherzustellen, dass die Lebensbedingungen, Bedürfnisse und Interessen aller betroffenen Menschen und Gruppen berücksichtigt werden und dass der wissenschaftliche Erkenntniszuwachs

einen Beitrag zu einer sozial gerechten Gesellschaft leistet.

Kathrin schließe ich mich an. Wenn Intersektionalität breiter rezipiert wird, dann liegt darin das Potenzial, dass herrschaftskritische Forschungsansätze mehr Aufmerksamkeit bekommen. Das meint nicht nur den kritischen Blick auf gesellschaftliche Phänomene, sondern immer auch auf die eigene Wissensproduktion. Dazu müssen wir uns für eine institutionelle Verankerung von Rassismusforschung, Disability Studies und Gender Studies einsetzen. Wir plädieren mit dem Intersektionalen Mehrebenenansatz für ein kapitalismuskritisches Verständnis von Intersektionalität. Ich wünsche mir, dass Intersektionalitätsforschung einen Beitrag zur Entwicklung einer grundlegend anderen Wirtschaftsweise leistet, hin zu einer sorgenden Gesellschaft, in der Care-Arbeit und Care-Bedürfnisse im Mittelpunkt stehen, in der alle Menschen frei von Herrschaft und Ausgrenzung ihr Leben gestalten und für sich und andere sorgen können.

LITERATUR

Bauer, Greta R., Siobhan M. Churchill, Mayuri Mahendran, Chantel Walwyn, Daniel Lizotte, Alma-Angelica Villarueda (2021): Intersectionality in quantitative research: A systematic review of its emergence and applications of theory and methods. In: SSM - Population Health, Jg. 14. DOI: <https://doi.org/10.1016/j.ssmph.2021.100798>.

Carstensen, Melinda, Christiane Micus-Loos, Lena Oeverdiek, Kathrin Schrader (2018): Intersektionalität. Ein Denkanstoß für eine kategoriesensible Frauenhausarbeit. In: Gaby Lenz/Weiss, Anne (Hrsg.): Professionalität in der Frauenhausarbeit. Aktuelle Entwicklungen und Diskurse. Wiesbaden: Springer VS: 135–155. DOI: https://doi.org/10.1007/978-3-658-20295-8_10.

Collins, Patricia Hill (1989): The Social Construction of Black Feminist Thought. In: Signs, Jg. 14/4: 745–773.

Collins, Patricia Hill, Sirma Bilge (2016): Intersectionality. Cambridge: Polity Press.

Degele, Nina (2013): Fußball verbindet – durch Ausgrenzung. Wiesbaden: Springer VS.

Ganz, Kathrin (2018): Die Netzbewegung. Subjektpositionen im politischen Diskurs der digitalen Gesellschaft. Opladen: Barbara Budrich. DOI: <http://doi.org/10.3224/84742139>.

Haraway, Donna (1988): Situated Knowledges: The Science Question in Feminism and The Privilege of Partial Perspective. In: Feminist Studies, Jg. 14/3: 575–599.

Hausotter, Jette (2018): Prekäre Privilegien. Wie Ingenieur_innen ihren Alltag gestalten, Hamburg. DOI: <https://dx.doi.org/10.15480/882.1699>.

Hull, Gloria T., Patricia B. Scott, Barbara Smith (Hrsg.) (1982): All the Women Are White, All the Blacks Are Men, But Some of Us Are Brave. Black Women's Studies. New York: The Feminist Press.

Kotevska, Biljana, Simonida Kacarska, Elena Anchevska, Edin Hodžić, Aida Malkić, Tea Hadziristic, Mirna Jusic (2016): The Art of Survival. Intersectionality in Social Protection in Macedonia and Bosnia and Herzegovina. Collection of Working Papers, Skopje, online verfügbar unter: https://www.researchgate.net/publication/309359456_The_Art_of_Survival_Intersectionality_in_Social_Protection

[in Macedonia and Bosnia and Herzegovina - Collection of Working Papers](#) (abgerufen am 22.10.2021).

Lütten, John, Christin Bernhold, Felix Eckert (2021): Zur Kritik des Intersektionalismus. In: Z. Zeitschrift Marxistische Erneuerung, Nr. 126: 18–30.

Meyer, Katrin (2017): Theorien der Intersektionalität zur Einführung, Hamburg: Junius.

Raab, Michael (2019): Care in konsensuell-nichtmonogamen Beziehungsnetzwerken. Sorgende Netze jenseits der Norm. Opladen: Budrich UniPress.

Ragin, Charles C., Peer C. Fiss (2017): Intersectional inequality. Race, class, test scores, and poverty. Chicago, London: The University of Chicago Press.

Schrader, Kathrin (2013): Drogenprostitution. Eine intersektionale Betrachtung zur Handlungsfähigkeit drogengebrauchender Sexarbeiterinnen. Bielefeld: transcript.

Villa, Paula Irene, Sarah Speck (2020): Das Unbehagen mit den Gender Studies. Ein Gespräch zum Verhältnis von Wissenschaft und Politik. In: Open Gender Journal, Jg. 4. DOI: <https://doi.org/10.17169/ogj.2020.141>.

Winker, Gabriele (2012): Intersektionalität als Gesellschaftskritik. In: Widersprüche, Jg. 32/4: 13–26.

Winker, Gabriele, Nina Degele (2009): Intersektionalität. Zur Analyse sozialer Ungleichheiten. Bielefeld: transcript.

Zander, Michael (2017): Was ist problematisch an Intersektionalität? In: Psychologie & Gesellschaftskritik, Jg. 41/2: 47–65.

Das Interview wurde von **Andreas Schulz** vor- und nachbereitet und von **Felix Werner** und **Lucas Steger** lektoriert.

Crossroad-Puzzle

Intersektionelle Gesellschaftstheorie zwischen Strukturen, Kategorien und Ideologien

von Robin Forstenhäusler

19

In der makrosoziologisch ausgerichteten Intersektionalitätsforschung werden Rassismus, Klassen- und Geschlechterverhältnisse als ‚Strukturkategorien‘ konzeptualisiert. Diese theoretische Rahmung verdinglicht ineinandergreifende und widersprüchliche gesellschaftliche Prozesse und nivelliert zugleich ihre Besonderheiten. Dagegen wird im vorliegenden Text für einen Perspektivwechsel argumentiert: Gesellschaft wird mit Rekurs auf die Kritische Theorie als Totalität begriffen, innerhalb derer die heterogenen Antagonismen in einem dynamischen Verhältnis stehen. Anhand des Verhältnisses von Rassismus und Antisemitismus wird gezeigt, wo Leerstellen des konzeptionellen Rahmens von ‚Rasse‘, Klasse und Geschlecht liegen und warum dagegen eine ideologiekritische Konzeptualisierung von Intersektionalität sinnvoll ist.

abstract

Schlagwörter

Intersektionalität; Gesellschaftstheorie; Strukturkategorie; Sozialontologie

Einleitung

Intersektionalität ist inzwischen ein allgegenwärtiges Buzzword (vgl. Davis 2008). In Sozialwissenschaft, Jurisprudenz und Pädagogik hat sich Intersektionalität als heuristisches Modell etabliert. In den politischen Strömungen des (Queer-)Feminismus und Antirassismus gehört es heutzutage fest zum eigenen Selbstverständnis. Die Gemeinsamkeit der verschiedenen wissenschaftlichen und politischen Bezugnahmen besteht indes in der Uneinigkeit über die konkrete begriffliche Fassung (vgl. ebd.: 67). Der Versuch, sich Intersektionalität als theoretischem Gegenstand zu nähern, gestaltet sich daher schwierig. Zu breit gefächert und heterogen ist die Rezeption des Ansatzes, der ursprünglich von Kimberlé Crenshaw ins Leben gerufen wurde. Orientiert man sich an Crenshaw (1989: 139f., 151) selbst, ist der Gegenstand von Intersektionalität vornehmlich die Diskriminierungserfahrung sowie deren Gegenstück, das Privileg. In einer Metapher drückt die Rechtswissenschaftlerin aus, was genau unter Intersektionalität vorzustellen sei: Eine Schwarze Frau erleidet auf einer Kreuzung (intersection) einen Unfall. Die sich kreuzenden Straßen stehen dabei jeweils für rassistische und sexistische Diskriminierung. Die Ursache des Unfalls kann aus jeder der beiden Fahrtrichtungen erfolgen oder auch aus beiden zugleich; die Person kann demnach als Schwarze, als Frau oder als Schwarze Frau diskriminiert

werden. Letzterer Fall sei nicht additiv zu denken, da aus der Intersektion Schwarz/weiblich Diskriminierungserfahrungen emergieren können, die mehr als die Summe ihrer Teile sind (vgl. ebd.: 149).

Der Bewertungsmaßstab orientiert sich hier mehr an den negativen Erfahrungen der von Diskriminierung Betroffenen und weniger an den gesellschaftlichen Funktionsweisen, die sie bedingen. Der Mainstream der Intersektionalitätsforschung formuliert daran anknüpfend eine eher moralische als gesellschaftstheoretisch informierte Kritik. So verstandene intersektionale Praxis zielt mit Rekurs auf Crenshaw auf die „inclusion of marginalized groups“ (ebd.: 167), beispielsweise mittels der Entwicklung von Antidiskriminierungstrainings und Diversitätsmanagement. Von der Verfasstheit der Gesellschaft, die kritisiert wird, erfährt man hingegen wenig – im Grunde nur, dass sie die bereits vorausgesetzten diskriminierenden Effekte hervorbringt (vgl. Zander 2017: 53). In einem Überblickstext zum Thema wird zwar postuliert, Intersektionalität ließe sich nicht auf Diskriminierungsformen reduzieren und dass das intersektionale Paradigma „[k]eine konkrete theoretische Zugangsweise vorgibt (etwa gesellschaftstheoretische Ansätze, Identitätstheorien oder Dekonstruktivismus)“ (Marten/Walgenbach 2017: 158); nichtsdestotrotz werden einige grundsätzliche Schwierigkeiten offenbar, die sich aus der makrosoziologischen Erweiterung eines

ursprünglich auf der Mikro- und Mesoebene operierenden diskriminierungstheoretischen Ansatzes ergeben. Diese werde ich zuerst mit Blick auf den aktuellen Diskurs darstellen und im darauffolgenden Kapitel umfassender diskutieren. Mit Blick auf die sozialtheoretischen Grundlagen stellt sich die Frage, was im Rahmen der Kreuzungs-Metaphorik eigentlich überkreuzt wird – ist dies auf der Ebene von individuellen Merkmalsträger*innen unmittelbar ersichtlich, gestaltet sich die Beantwortung im Falle komplexer sozialer Verhältnisse schwieriger. Intersektionalität kann hier „zum Containerkonzept für alles werden, was sich ‚kreuzt‘ oder als kreuzbar vorstellen lässt“ (Knapp 2013: 343). Wie gezeigt wird, ist die Aufteilung sozialer Relationen in kreuzbare Bausteine allerdings problematisch – man hat es gleichsam mit einem intersektionellen Puzzle zu tun, das Leerstellen aufweist und dessen Puzzleteile überdies nicht recht zusammenpassen. Die vorliegende Arbeit zielt auf die Analyse der Grenzen einer innerhalb der Heuristik des Intersektionalitätsparadigmas gefassten Gesellschaftstheorie, indem sie die Perspektive jeweils auf die Überkreuzung von Strukturen, Strukturkategorien und Ideologien fokussiert. Es wird dabei vor allem die Dimension des Rassismus und abschließend auch dessen Verhältnis zum Antisemitismus im Zentrum der Betrachtung stehen, um anhand dessen die Problematik zu entfalten. Schlussendlich werden die Ergebnisse zusammengefasst.

” [M]an hat es gleichsam mit einem intersektionellen Puzzle zu tun, das Leerstellen aufweist und dessen Puzzleteile überdies nicht recht zusammenpassen.

Intersektionelle Gesellschaftstheorie – Forschungsstand und Problemexposition

Die Ungleichheitsforscherin Leslie McCall unterscheidet drei methodologische Ansätze innerhalb des Intersektionalitätsdiskurses: intra-kategoriale Zugänge, die sich mit Differenzen innerhalb einer Kategorie beschäftigen, anti-kategoriale Zugänge, denen es um die Dekonstruktion von Gruppenkategorien geht und inter-kategoriale Zugänge, die, von bestehenden Ungleichheitsverhältnissen ausgehend, deren Interferenzen in den Blick nehmen (vgl. McCall 2005). Auffallend ist hier die Verwendung des Kategorienbegriffs, der die Literatur wie ein roter Faden durchzieht, indes kaum spezifiziert wird. Klar ist, dass es sich hier nicht um den Kategorienbegriff der philosophischen Tradition handelt, etwa um Seins- und Aussageweisen im Sinne der aristotelischen Kategorienlehre oder um kantsche Verstandesbegriffe. Vielmehr scheint Kategorie etwa in der Bedeutung von ‚Rubrik‘ als Ordnungsbegriff gebraucht zu werden.

Doch anhand von McCalls Einteilung wird bereits deutlich, dass hier zweierlei rubriziert wird: Einerseits handelt es sich um *Identitätskategorien* beziehungsweise *group memberships*, deren Interferenz innerhalb der beschreibende Soziologie anhand von Merkmalen (Hautfarbe, Einkommen, Geschlechtsmerkmale) gedacht wird und die der Gegenstand intra- und anti-kategorialer Ansätzen sind – diese Ebene hat die Merkmalsträger*innen als fertige gesellschaftliche ‚Produkte‘ zum Gegenstand – andererseits fokussieren sich inter-kategoriale Ansätze auf diejenigen sozialen Differenz- und Ungleichheitsverhältnisse, die jene Merkmalsträger*innen zuallererst ‚produzieren‘. Sie werden als sogenannte *Strukturkategorien* in der Analyse vorausgesetzt, wobei in den Sozialwissenschaften die ‚contemporary holy trinity‘ (Terry Eagleton) von ‚Rasse‘, Klasse und Geschlecht gängig ist. Ihr Zusammenwirken innerhalb komplexer gesellschaftlicher Dynamiken zu denken, birgt jedoch erhebliche theoretische Schwierigkeiten (vgl. Soiland 2012). Zudem wird die Frage nach der Vermittlung beider kategorialer Ebenen aufgeworfen.

Makrosoziologische Theorien, denen dieser Ausgangspunkt (Einteilung gesellschaftlicher Verhältnisse in Kategorien sozialer Teilung und Analyse derer Intersektionen) zu eigen ist, gibt es in verschiedener Ausgestaltung, etwa aus feministischer Perspektive, systemtheoretisch oder praxeologisch orientiert (vgl. überblickshaft Knapp 2013:

348ff.). Dem vorliegenden Text geht es indes ausdrücklich nicht darum, eine spezifische Theorie in concreto zu kritisieren. Vielmehr besteht sein Anliegen darin, zu prüfen, inwiefern eine solche Anwendung der intersektionalen Heuristik auf gesellschaftstheoretischer Ebene mit bestimmten *grundsätzlichen* Schwierigkeiten konfrontiert ist. Statt einen umfassenden aktuellen Forschungsstand darzustellen, umreißt ich im Folgenden die Problematik anhand von zwei prominenten Beispielen.

Eine vieldiskutierte Theoretikerin aus dem US-amerikanischen Kontext ist Patricia Hill Collins (2019). In ihrem jüngsten Werk unternimmt Collins den Versuch, Intersektionalität gesellschaftstheoretisch zu fundieren und sie „as a critical social theory that is under construction“ (ebd.: 6) unter anderem mit der Tradition der Kritischen Theorie ins Gespräch zu bringen. Max Horkheimers Formulierung, der zufolge sich Gesellschaftstheorie mit einem Objekt befasse, das sich zwar historisch verändert, jedoch durch den geschichtlichen Wandel hindurch mit sich identisch bleibt, interpretiert die Autorin im Sinne der Intersektionalität dergestalt, dass die sich durchhaltenden Identität in „systems of power“ bestehe, die sich in verschiedenen Formen sozialer Ungleichheit niederschlagen würden. Als solche Systeme der Macht benennt Collins „economic inequality, racial inequality, gender inequality, and sexuality inequality, for example — as simultaneously *particular*

in their organization and effects, yet universal in their material reality” (ebd.: 62, eig. Herv.). Während Collins partikulare „co-forming systems of power“ (ebd.) als Determinanten hinter den Erscheinungen sozialer Ungleichheit ausmacht, ist für die Kritische Theorie weniger der Begriff der Macht als derjenige der Struktur bedeutsam. Diese wird nicht als partikular, sondern gerade in ihrer Universalität und (widersprüchlichen) Einheit gefasst. Damit ist ein neuralgischer Punkt angesprochen: die Frage danach, wie die Entitäten, die in der intersektionalen Analyse überkreuzt werden sollen, eigentlich beschaffen sind, sowie die Frage nach ihrem Verhältnis zueinander und nach ihrer Gewichtung. Die Heuristik der Intersektionalität gibt eine symmetrische Betrachtung vor: Die sich kreuzenden Straßen sind von gleicher Beschaffenheit, sie verlaufen (bis zum Punkt ihrer Kreuzung) unabhängig voneinander und stehen nicht a priori in einem hierarchischen Verhältnis. Im folgenden Kapitel werde ich argumentieren, dass diese Perspektive, angewandt auf gesellschaftstheoretische Fragestellungen theoretische Probleme birgt, die in der bisherigen Diskussion nicht zufriedenstellend adressiert worden sind.

Programmatisch innerhalb der deutschen Intersektionalitätsdebatte ist ferner die intersektionale Mehrebenenanalyse von Gabriele Winker und Nina Degele (2009), die sich an der Praxeologie Pierre Bourdieus

orientiert. Die Autorinnen unterscheiden systematisch zwischen einer sozialstrukturellen Makroebene, einer Mikroebene sozial konstruierter Identitäten und der Ebene symbolischer Repräsentation, wobei alle drei Ebenen vor dem Hintergrund der als übergreifende Struktur vorausgesetzten kapitalistischen Gegenwartsgesellschaft betrachtet werden. Auf Strukturebene werden von Winker und Degele vier Herrschaftsverhältnisse – „Klassismen, Heteronormativismen, Rassismen und Bodyismen“ (ebd.: 38) – analog zu den Kategorien Klasse, Geschlecht, ‚Rasse‘ und Körper unterschieden, die über die Verteilung von Arbeitsmarktchancen und reproduktiven Tätigkeiten die soziale Lage der Einzelnen bestimmen. Am Beispiel der intersektionalen Mehrebenenanalyse wird insbesondere das Problem der Vermittlung dieser Ebenen sichtbar. Die von den Autorinnen genannten Herrschaftsverhältnisse werden durchgängig in einem diskriminierungstheoretisch verengten Rahmen behandelt, was schon an dem Kurzschluss von Klasse und Klassismen deutlich wird (vgl. ebd.: 42f.; kritisch Zander 2017: 53ff.). Dass der Marxsche Klassenbegriff und mit ihm ein Verständnis des kapitalistischen Ausbeutungsverhältnisses zugunsten eines diskriminierungstheoretisch operierenden Klassismusbegriffs verabschiedet wird (vgl. Sanolas 2020; Kováts/Land 2020), verweist auf eine problematische Tendenz der Verquickung von Struktur- und Identitätskategorien, die den real existierenden

Klassenverhältnissen und deren Vermittlung nicht gerecht wird. Weiterhin wird hier deutlich, dass eine Kategorisierung sozialer Teilung immer mit einer Auswahl und folglich auch mit Ausschlüssen einhergeht (vgl. Klinger 2012). Die Dimensionen individueller Diskriminierung sind prinzipiell offen und unabschließbar, sie lassen sich jedoch nicht einfach auf gesellschaftstheoretischer Ebene verdoppeln; hierfür bedarf es triftiger Argumente. Wenn Winker und Degele der Dreierkette von Klasse, Geschlecht und ‚Rasse‘ diejenige des Körpers hinzufügen, argumentieren sie mit dem gegenwartsdiagnostischen Verweis auf den verstärkten Zugriff auf Körperlichkeit in Zeiten neoliberaler Regulierung. Man mag das sinnvoll finden oder nicht (vgl. kritisch Knapp 2013: 349f.), jedoch wird die Frage aufgeworfen, warum andere mikrosoziologischen Phänomene kein Pendant auf Strukturebene erhalten. Besonders der Fall des Antisemitismus, der bruchlos unter die Kategorie Rassismus subsumiert wird, verweist auf theorieimmanente Verkürzungen des exklusiven analytischen Rahmens von Klasse, ‚Rasse‘ und Geschlecht.

Intersektionalität von was? – Überkreuzung von Strukturen, Strukturkategorien und Ideologien

In einem Interview äußerte Emilia Roig, Direktorin und Gründerin des *Center for Intersectional Justice*, dass es Intersektiona-

lität dezidiert nicht vorrangig um Fragen der Diskriminierung und Identität ginge, sondern um die Beschäftigung „mit den Systemen, die diese Identitäten produziert [sic]“ (Schulz 2020). Den Rassensbegriff aus dem wissenschaftlichen Vokabular zu streichen, sei laut Roig nicht zielführend, da menschliche Rassen zwar nicht existieren, Menschen jedoch systematisch rassifiziert werden. ‚Rasse‘ als analytische Kategorie sei daher unabdingbar für die Sichtbarmachung dieser Prozesse. Die Frage nach der Absicht sei dabei nicht entscheidend, denn „es ist unmöglich zu entkommen. Niemand kann behaupten, von Rassismus nicht betroffen zu sein – sowohl passiv als auch aktiv“ (ebd.). Die unbewusste Perpetuierung, der man sich als nicht betroffene Person schuldig mache, gelte es erst einmal zu akzeptieren, um „strukturellen und systemischen Rassismus“ (ebd.) zu bekämpfen.

Dieser Rekurs auf Roig soll zunächst eine problematische Tendenz aufzeigen: Es lässt sich hier nämlich beobachten, wie sich der Begriff des strukturellen Rassismus totalisiert und so ein empirisches Phänomen nicht mehr anhand von trennscharfen Kriterien als rassistisch oder nicht-rassistisch ausweisen kann (vgl. Miles 1992: 72). Denn in einer vollständig von Rassismus durchzogenen Gesellschaft gibt es, wie Roig sagt, kein Entkommen – eine Feststellung, die einem intersektionalen Anspruch eigentlich zuwiderläuft, schließlich

sollte es eine offene Frage sein, aus welcher Richtung – um auf die Metapher der Kreuzung zurückzukommen – eine konkrete herrschaftsförmige Situation bedingt wird. Eine (Ko-)Determination durch einen derart universalisierten Rassismus ist indes immer schon präjudiziert.

Wenn auch Unterschiede in der Konzeptualisierung des Begriffs des strukturellen – oft synonym verwendet zu *systematischem* oder *institutionellem* – Rassismus bestehen, so besteht doch Einigkeit über „[d]as zentrale theoretische Moment“ des Ansatzes: es „liegt in der Annahme, dass Mechanismen institutioneller Diskriminierung unabhängig von individuellen Vorurteilen oder negativen Absichten operieren und aufrechterhalten werden können“ (Gomolla 2017: 134). Mit dem gewaltsamen Tod von George Floyd und dem Erstarken der *Black-Lives-Matter*-Bewegung wird die Konzeption des strukturellen Rassismus auch in Deutschland breit diskutiert. Doch die Ablösung des Rassismus von jeglicher Intentionalität birgt theoretische Probleme, auf die insbesondere Robert Miles (1992) hingewiesen hat. So ließe sich nur in Ansehung der *Folgen* rassistischer Handlungen und ohne Rekurs auf eine bestimmte *Determination* – absichtliche Diskriminierung, unhinterfragte Denk- und Handlungsmuster oder Entscheidungen, in denen sich weder latent noch manifest Rassismus ausdrückt, die ihn aber als nicht-intendierte Folge zeitigen – keine

effektive politische Handlungsperspektive erschließen; weiterhin nennt Miles das Problem der *Ausschließlichkeit*: Wird die Ausgrenzung von Schwarzen Personen als strukturell rassistisch verstanden, bleibe weiterhin zu fragen, wer eigentlich ebenso ausgegrenzt wird. Sind Frauen, Homo- und Transsexuelle, Jüdinnen und Juden auch exkludiert? Falls ja, was macht den Prozess der Ausgrenzung dann rassistisch und nicht sexistisch, homo- und transfeindlich oder antisemitisch (vgl. ebd.: 81ff.)? Wenn ein Diskriminierungseffekt abgelöst von Intentionalität festgestellt und als exklusiv rassistisch ausgewiesen wird, bedarf es, so Miles, der „systematisch vergleichenden Analyse: es gilt nicht nur nachzuweisen, dass ‚Schwarze‘ insgesamt in einer bestimmten Weise behandelt werden oder eine bestimmte Benachteiligung erfahren, sondern es muss auch gezeigt werden, dass dies für keine andere Gruppe zutrifft“ (ebd.: 83). Nur so könne die analytische Brauchbarkeit des Rassismusbegriffs garantiert und eine falsche Kausalität ausgeschlossen werden: Es muss gezeigt werden, dass Drittvariablen ausgeschlossen werden können, dass es also keine alternative Erklärung für den Grund einer Ausgrenzung oder Unterdrückung gibt. Beispielsweise können die Arbeitsmarktchancen von Immigrant*innen überdeterminiert sein in der Hinsicht, dass in sie zwar Diskriminierung einfließt, jedoch bestimmte kulturelle Traditionen und Ressourcen – beispielsweise Ansichten

über Geschlechterrollen – eine ebenso entscheidende oder sogar entscheidendere Rolle spielen (vgl. Miles 1992: 77f.; Koopmans 2020: 202–209).

Mit Bezug auf den amerikanischen Kontext verweist Adolph Reed Jr. (2016) auf vergleichende Analysen zur Polizeigewalt. Dass Menschen mit dunkler Hautfarbe im Verhältnis zu ihrem Anteil an der Population doppelt so oft getötet werden, Menschen mit weißer Hautfarbe hingegen nur in einem Verhältnis von ungefähr 80% zu ihrem Populationsanteil, sei dem gängigen Argument zufolge auf strukturellen Rassismus zurückzuführen – er erkläre die Ungerechtigkeit in dieser Disparität. Folgt man Reed, so gelte es jedoch nicht bei der Feststellung dieser Relationen stehenzubleiben. Eine andere Disparität spiele eine viel entscheidendere Rolle, nämlich das mittlere Einkommen (vgl. ebd.). Es ist dabei nicht ausgeschlossen, dass Polizeigewalt gegen Schwarze in einigen Fällen mit rassistischer Ideologie einhergeht, es ist sogar wahrscheinlich; wenn Ideologie und/oder Intention – ein klarer Maßstab der Ausschließlichkeit – jedoch als Explanans für das zu erklärende Phänomen der antischwarzen Polizeigewalt nicht in Betracht kommen, sondern die Ursache in überindividuellen Strukturen verortet wird, muss die kausale Wirkung der rassistischen Struktur in der Situation der Polizeigewalt plausibel gemacht werden können. Der Verweis auf die scheinbar

unmittelbare Evidenz oder die epistemische Inthronisation der Erfahrung der Betroffenen umgehen diese Problematik nur. Solche Erfahrungen sollten keinesfalls als irrelevant abqualifiziert werden, jedoch in ihrer Absolutheit eingeschränkt. Erfahrung ist nicht unmittelbar Wissen, sondern über einen Deutungsprozess vermittelt, der auch fehlgehen kann. Wer Polizeigewalt monokausal auf Rassismus zurückführt, blendet den gesellschaftlichen Zusammenhang, in der sie situiert ist, aus und verspielt die Möglichkeit, sie als überdeterminierten Effekt in Betracht zu ziehen. Reeds Kritik an derart transhistorischen und hypostasierten Kategorien bringt das klar auf den Punkt:

Racism and white supremacy don't really explain how anything happens. They're at best shorthand characterizations of more complex [...] actions taken by people in social contexts; at worst, and, alas, more often in our political moment, they're invoked as alternatives to explanation. In that sense they function [...] as a devil theory: racism and white supremacy are represented as capable of making things happen in the world independently, i.e. magically. (Reed 2016)

Die intersektionelle Gesellschaftstheorie begreift Diskriminierung nicht als Effekt einer Universalstruktur, sondern als Schnittpunkt verschiedener kausaler

Strukturen. Es stellt sich jedoch auch hier die Frage: welche Strukturen? Während im angloamerikanischen Kontext Begriffe wie ‚systems of oppression‘ oder ‚systems of power‘ verbreitet sind, hat sich in der deutschen Debatte der Begriff der ‚Strukturkategorie‘ durchgesetzt. Ursprünglich in der feministischen Diskussion der 1980er Jahre geprägt, wanderte der Begriff im Anschluss an Ursula Beers und Regina Becker-Schmidts Bestimmungsversuche von Geschlechter- und Kapitalverhältnis in das Grundvokabular feministischer Forschung ein (vgl. Aulenbacher 2008). Vor allem bei Becker-Schmidt (1991: 384f.), die mit Bezug auf die frühe Kritische Theorie den Totalitätsbegriff in das Zentrum ihrer Überlegungen stellt, besteht sowohl ein starker historischer Bezug als auch eine Emphase der Vermittlung von Differenzierungsprozessen – etwa Haus- und Erwerbsarbeit – und der Vereinheitlichung unter dem Tauschprinzip, unter dessen Ägide sich gesellschaftliche Totalität erst

konstituieren. Auch Beer, eher einem struktural-marxistischen Ansatz verpflichtet, verortet die Strukturkategorie Geschlecht in einem ‚inneren Band‘, das kapitalistische Gesellschaft und Geschlechterhierarchie aufeinander beziehe (vgl. Aulenbacher 2008: 154, 145). Demgegenüber erfährt der Terminus Strukturkategorie mit seinem Eingang in die Intersektionalitätsdebatte eine Modifizierung. Winker und Degele (2009: 19) definieren Strukturkategorie als „Ursache sozialer Ungleichheit, die sich nicht auf andere Ursachen reduzieren lässt“ und als „Struktur, die mehr oder weniger alle gesellschaftlichen Bereiche [...] prägt.“ Dimitri Mader (2013: 234) spricht hingegen von einer strukturellen Ähnlichkeit der Handlungsalternativen, die den unter einer Strukturkategorie Zusammengefassten offenstehen, „unabhängig von ihren persönlichen Deutungsmustern“. Auch hier werden also Handlungsfolgen von Intentionen abgekoppelt; statt einer universellen Struktur werden hier jedoch separate,

27

”

Strukturen, die sich in herrschaftsförmigen Situationen realisieren, müssen als isolierbare Strukturkategorien konzipiert werden, damit sie im nächsten Schritt miteinander ‚überkreuzt‘ werden können. Was durch diese Betrachtungsweise verlorengeht ist ein Verständnis des Sozialen als umfassender Strukturzusammenhang, mit Hegel gesprochen: als Totalität.

voneinander unabhängige Strukturkategorien angenommen. Diese theoretische Entscheidung erscheint im Rahmen der Kreuzungs-Metaphorik nur folgerichtig, denn die Strukturen, die sich in herrschaftsförmigen Situationen realisieren, müssen als isolierbare Strukturkategorien konzipiert werden, damit sie im nächsten Schritt miteinander ‚überkreuzt‘ werden können. Was durch diese Betrachtungsweise verlorengelassen ist ein Verständnis des Sozialen als umfassender Strukturzusammenhang, mit Hegel gesprochen: als Totalität.

28

Das Beste, das keineswegs das Beste zu sein braucht, wird vergessen, die Totalität, in Hegelscher Sprache der alles durchdringende Äther der Gesellschaft. Der jedoch ist alles andere als ätherisch; vielmehr das ens realissimum. Soweit er abstrakt dünkt, ist seine Abstraktheit nicht Schuld spintisierenden, eigensinnigen und tatsachenfremden Denkens, sondern des Tauschverhältnisses, der objektiven Abstraktion, welcher der gesellschaftliche Lebensprozess gehorcht [...] In der Soziologie freilich [...] werden [die tragenden gesellschaftlichen Verhältnisse] neutralisiert zu Begriffen wie Macht oder sozialer Kontrolle. In solchen Kategorien verschwindet der Stachel und damit, möchte man sagen, das eigentlich Soziale an der Gesellschaft, ihre Struktur. (Adorno 2018b: 364f.)

Die gewaltförmige Kategorisierung und Normierung, die Individuen erfahren, ihre Inklusion und Exklusion, erscheinen demzufolge zwar als getrennte Kategorien auf der Ebene der Merkmale, sind jedoch auf Strukturebene wesentlich ineinander verstrickt (vgl. Stögner 2021: 432–438; Schneider 2013). In den sozialen Tatsachen spiegelt sich die gesellschaftliche Totalität wider, sie sind „Masken“ (Adorno 2018a: 10) einer Ordnung, die sich unter der Herrschaft des Tauschprinzips herstellt, welches die separaten gesellschaftlichen Sphären vermittelt; umgekehrt existiert Totalität nicht isoliert von den empirischen Tatsachen, in denen sie sich manifestiert und von denen aus sie sich bestimmen lässt. Gesellschaft ist wesentlich Prozess, durch den hindurch sich jene Antagonismen reproduzieren und innerhalb dessen sie nicht unverbunden und statisch nebeneinanderstehen, wie es im Begriff der Strukturkategorie angedeutet ist. Hier wird der Eindruck erweckt, die einzelnen Strukturkategorien seien auf ihrem je eigenen genuinen gesellschaftlichen Terrain angesiedelt. Die Einheit des gesellschaftlichen Zusammenhangs zerfällt in Fragmente: Klasse würde demnach zu einer rein ökonomischen, Geschlecht zu einer sozialen und ‚Rasse‘ zu einer kulturellen Kategorie (vgl. Bannerji 2005: 148). Wo Intersektionalität im Sinne Crenshaws einen expliziten Widerspruch gegen ein additives Verständnis des Zusammenspiels einzelner Diskriminierungen darstellte,

erscheint eine intersektional gedachte Gesellschaftsstruktur als die Summe symmetrischer herrschaftsförmiger Subsysteme.

Durch die gesellschaftstheoretische Verdopplung der Kategorien rassistischer, sexistischer, klassistischer usw. Diskriminierung werden diese verdinglicht, in ein kommensurables Schema gezwängt und somit homogenisiert oder im Sinne von Crenshaws Metapher: eingeebnet und asphaltiert. Denn *Rassismus, Geschlechter- und Klassenverhältnisse sind keine kommensurablen Begriffe*. Marxens Kommentar zum Verhältnis der „ökonomischen Dreieinigkeit“ von Kapital, Boden und Arbeit trifft auch auf die contemporary holy trinity von ‚Rasse‘, Klasse und Geschlecht zu: „Sie verhalten sich gegenseitig etwa wie Notariatsgebühren, rote Rüben und Musik.“ (MEW 25: 822) Ihre begriffliche Fassung als Strukturkategorien nivelliert ihren *differenten sozialontologischen Status*. Marx fasste Klasse als einen systematischen Begriff, der durch die Beziehung zu den Produktionsmitteln bestimmt ist (Eigentum/Nicht-Eigentum), das Verhältnis der Klassen untereinander als eines der Ausbeutung: eine Klasse schöpft den Mehrwert, der aus der Arbeit der anderen Klasse entsteht, unentgeltlich ab, um Profit zu erzielen. Dieser Sachverhalt ist ein struktureller und hat nichts oder nur sehr vermittelt mit Identitäten zu tun (vgl. Michaels 1997: 142). Ebenso wenig plausibel ist es, ‚Rasse‘ auf derselben Ebene

anzusiedeln wie Klasse. Während man bei Klassen durchaus von einer gesellschaftlich fundierten sozialen Konstruktion sprechen kann, liegt der Fall bei ‚Rassen‘ anders gelagert. Zuerst wäre zu klären, was hier unter einer sozialen Konstruktion zu verstehen ist. Dass Rassen im biologischen Sinne nicht existieren, ist inzwischen wissenschaftlicher Konsens. Folgt man dem ‚strukturellen‘ Argument, so kommt Rassismus als Bewusstseinsphänomen jedoch ebenfalls nicht in Betracht, sondern spielt sich abseits von Intentionen in institutionellen Routinen und Abläufen ab. Wenn demzufolge die Existenz von ‚Rassen‘ nicht biologisch und nicht ideologisch ist, sondern ‚Rasse‘ dieselbe Art von Realität zukommt wie Klasse, wäre sie eine strukturell hervorgebrachte soziale Positionierung. Wenn ‚Rasse‘ aber mit einer bestimmten sozialen Position in eins fällt, dann ist der Wechsel dieser Position gleichbedeutend mit dem Wechsel der Rassenzugehörigkeit, genauso wie der Wechsel im Verhältnis zu den Produktionsmitteln eine andere Klassenzugehörigkeit bedingt: Hautfarbe würde aufgelöst in Machtbeziehungen und ein dunkelhäutiger Präsident qua seiner sozialen Position weiß. In der einschlägigen Literatur, die auf ein solch konstruktivistisches Hautfarbenkonzept zurückgreift, findet sich allerdings auch immer wieder ein Bezug auf sinnlich wahrgenommene Hautfarbe beziehungsweise ein Oszillieren zwischen Konstruktivismus und Realismus, welches deutlich macht,

dass man ohne den realistischen Rekurs auf Hautfarbe nicht auszukommen scheint. So resümiert Balázs Berkovits (2018: 94): „So far, the relationship between whiteness as metaphor of dominant status (middle-class, mainstream, high volume of educational capital, etc.) and whiteness as skin color has not been meaningfully clarified.” Dagegen erscheint es mir sinnvoll, Rassismus als ein ideologisches Phänomen zu behandeln, das heißt: als Form notwendig falschen Bewusstseins. Ich komme darauf zurück. Schließlich ist Geschlecht auf einer dritten ontologischen Ebene zu verorten. Die Komplexität des modernen Geschlechterverhältnisses und die zahlreichen Diskussionen um Konstruktion versus Materialität von Geschlecht machen eine eindeutige begriffliche Fixierung schwierig. Allerdings ist gegen eine radikalkonstruktivistische *creatio ex nihilo* von Geschlecht einzuwenden, dass Körperlichkeit eine zentrale Rolle dafür spielt, inwieweit Menschen systematisch als Frauen oder Männer eingeordnet werden. Von Geburt an verweist das Vorhandensein einer Vulva darauf, dass ein Mensch mit hoher Wahrscheinlichkeit einmal Kinder gebären können wird; damit ist – nicht notwendigerweise, aber dennoch faktisch gegeben – die Zuweisung der Reproduktionstätigkeit verknüpft, inklusive aller damit zusammenhängenden Mystifikationen und sozialisatorischen Folgen (vgl. Sanolas 2018: 196–198). Kurzum: Wo rassistische Zuschreibungen mit Verweis auf eine Natur argumentieren, die durch

die Wissenschaft als Pseudo-Natur demaskiert wurde, lässt sich die Natur aus der Geschlechterzuschreibung nicht vollständig eskamotieren – auch hier liegt also ein ontologischer Unterschied vor, den die Analyse von Herrschaftsverhältnissen und eine auf ihre Abschaffung zielende Praxis berücksichtigen sollten.

Während diese ontologischen Differenzen das Problem der Inkommensurabilität aufwerfen, lässt die *historische Interdependenz* von Klasse, Geschlecht und ‚Rasse‘ deren Fassung als unabhängig voneinander wirksame strukturelle Ursachen von Ungleichheit als artifiziell erscheinen. Silvia Federici (2020) zeigt in ihrer historischen Studie zur ursprünglichen Akkumulation – derjenigen Periode, in der die Trennung der Arbeit von ihren Subsistenzbedingungen vollzogen und damit doppelt freie Lohnarbeiter*innen als erste historische Bedingung für die Durchsetzung des Kapitalverhältnisses geschaffen wurden – inwiefern diese Durchsetzung sowohl auf eine Transformation der Geschlechterverhältnisse als auch koloniale Expansion angewiesen war. Die bestehenden Geschlechterverhältnisse und Darstellungen des Anderen wurden vom Kapitalismus in *statu nascendi* in Funktion genommen und transformiert. Jene Interdependenz lässt sich etwa an den Fabrikgesetzgebungen der 1860er Jahre veranschaulichen, die die Arbeit von Frauen und Kindern in den englischen

Fabriken einschränkte (vgl. MEW 23: 504–526). Marx beschrieb dies als den Übergang von der absoluten zur relativen Mehrwertproduktion. Konnte anfangs der dem Kapital eigene „Werwolfs-Heißhunger nach Mehrarbeit“ (ebd.: 280) nur durch eine absolute Steigerung des Arbeitstages und durch Lohnsenkungen gestillt werden, wurden unter dem Regime der relativen Mehrwertproduktion Arbeitszeitverkürzungen und höhere Löhne möglich, indem Intensität und Tempo der Arbeit gesteigert wurden. Dadurch konnten Arbeiter ihre Familien eigenhändig ernähren, ihre Frauen und Kinder wurden nicht mehr für die Fabrikarbeit rekrutiert. Allerdings bildete sich in der Folge der Verabschiedung dieser Gesetze auch das neuzeitliche Familienmodell heraus, das auf der unbezahlten Hausarbeit der Frauen beruht und ein weiterer Schritt in die Richtung eines „*Patriarchat[s] des Lohnes*“ darstellt (Federici 2020: 125, Herv. i. O.): Vermittelt über den Lohn besitzen Männer Verfügungsgewalt über ihre Frauen, die vollends in den Dienst der Reproduktion der Arbeitskraft und der Gattung gestellt werden. Gleichzeitig wurde diese Entwicklung durch einen allgemeinen Wohlstand bedingt, der auf der Sklav*innenarbeit in den Kolonien beruhte. So wurde Federici zufolge im 17. Jahrhundert ein „globales Fließband“ (ebd.: 133) geschaffen, auf dem Zucker, Tee, Tabak, Rum und Baumwolle – für die Reproduktion der metropoliten Arbeitskraft zentrale Lebensmittel – aus den

Kolonien nach Europa transportiert wurden, dort den Preis der Ware Arbeitskraft senkten und so die Möglichkeitsbedingung für den Übergang von der absoluten zur relativen Mehrwertproduktion schufen. Es wäre verkürzt, die Fabrikgesetzgebung als entweder kapitalistisches Instrument, Ursache patriarchaler Verhältnisse oder Folge von rassistischer Unterdrückung zu dechiffrieren. Vielmehr deutet sich hier bereits die Vermitteltheit der Prozesse an, die zwischen dem Verwertungsdrang des Kapitals, der Unterdrückung der Frauen und der Etablierung eines Sklav*innen-systems in den Kolonien besteht.

„While anti-Semitism is something that impacts Jewish Americans, it's different than anti-black racism or Islamophobia because it's not systemic.“ – so Linda Sarsour (2017 zit. n. Elbe 2021: 241), ihres Zeichens antirassistische muslimische Aktivistin und eine der Kampagnen-Vorsitzenden des *Women's March on Washington*, einer breit aufgestellten Kampagne gegen Rassismus mit intersektional-feministischem Selbstverständnis. Sarsour verteidigte in der Vergangenheit die islamische Scharia, sie ist Unterstützerin der vom deutschen Bundestag inzwischen als antisemitisch eingestuften Organisation *Boycott Divestment Sanctions* (BDS) und der Überzeugung, dass Feminismus und Zionismus sich widersprächen (vgl. Stögner 2019: 287f.). Auch Angela Davis, prominente Vertreterin des Black Feminism und

Ikone der Bürger*innenrechtsbewegung vertritt heute öffentlich BDS-Positionen, delegitimiert den jüdischen Staat und beschwört eine „intersectionality of movements and struggles“ (Davis 2016 zit. n. Stögner 2021: 453). Die Liste ließe sich fortsetzen. Intersektionalität mutiert hier von einem theoretischen Instrument der Analyse von Unterdrückungsformen zu einem Mittel der politischen Mobilisierung willkürlich miteinander verbundener Kämpfe partikularer subalternen Gruppen – zu denen Jüdinnen und Juden freilich nicht gezählt werden, da sie implizit oder explizit unter das tyrannische (weiße, männliche, rassistische und damit seinerseits als partikular zu entlarvende) Universelle subsumiert werden (vgl. ebd.: 454f.). Der in antirassistischen Kontexten verbreitete Antiuniversalismus und das den intersektionellen Kämpfen zugrundeliegende „Freund-Feind-Schema, in dem das Gemeinsame und Verbindende nicht ein geteiltes [...] Problem und Interesse ist, sondern ein gemeinsames Feindbild, das in Israel und im Zionismus gesehen wird“ (ebd.: 458) lassen sich freilich nicht aus dem Konzept Intersektionalität ableiten. Umgekehrt ist es kein Zufall, dass es zum integralen Bestandteil eines hegemonialen antirassistischen Diskurses avancierte, in dem „Eskamotierung des Antisemitismus, Relativierung des Holocaust, Islam-Apologetik und Feindschaft gegen Israel einen systematischen Zusammenhang“ bilden (Elbe 2021: 241). Es erscheint hier

sinnvoll, Intersektionalität als *traveling theory* zu begreifen (vgl. Salem 2018), das heißt bei der Prüfung auf Plausibilität und Anwendbarkeit ihre spezifische Entstehungsgeschichte und Entwicklungsbahn miteinzubeziehen. Die Trias von ‚Rasse‘, Klasse und Geschlecht ist im Kontext des Civil Rights Movement und des Black Feminism und vor dem Hintergrund der US-amerikanischen Geschichte rassistischer Unterdrückung vielleicht sinnvoll – sie vermag indes nicht, die Spezifik der antisemitischen Ideologie zu erfassen, die „nicht entlang der eindeutigen, selbst schon ideologischen binären Kategorisierungen von innen/außen, oben/unten, unterlegen/überlegen, Natur/Kultur gebildet wird, sondern ihren Wesenskern aus der Ambivalenz und Nicht-Identität dieser Kategorisierungen zieht“ (Stögner 2017: 27f.). Während der Rassismus seine Objekte als minderwertig, kulturlos, naturverbunden und damit als *zu beherrschende Natur* bestimmt, werden Jüdinnen und Juden in den Augen der Antisemit*innen zugleich als schwach und übermächtig, natürlich und künstlich, lüstern und asexuell konstruiert, sie stecken sowohl hinter Kapitalismus als auch Kommunismus; in der nationalistischen Semantik erscheinen Jüdinnen und Juden abseits der Unterscheidung eigene/andere Nation als Gegenbegriff dieser Einheit in der ‚Figur des Dritten‘; als „das Wurzellose, Vermittelnde, Mediale, Unorganische, Abstrakte, kurz: die Nicht-Nation oder Nicht-Identität“ (Holz 2001: 108).

Mit Joachim Bruhn (2019: 94) lässt sich das triebökonomische Surplus, das die Rassenideologie gewährt, auf „Angst vor Entwertung“ zurückführen: Wer unter dem Damoklesschwert der sozialen Degradation steht – und das sind unter kapitalistischen Verhältnissen tendenziell alle Menschen – wird eher eine Erklärung annehmen, die die Folgen der Niederlage in der Konkurrenz, welche „der Andere als Unmensch symbolisiert“, an dessen Essenz festmacht, anstatt sich die eigene Ohnmacht im Angesicht der übermächtigen Verhältnisse einzugestehen. Im Rassismus wird demnach der drohende Ausschluss aus der bürgerlichen Gesellschaft und der damit einhergehende Verlust des Subjektstatus, die Reduzierung des Selbst auf bloße Natur, im Anderen projektiv abgewehrt. Der Antisemitismus hingegen projiziert die *Ursache* eines (drohenden) sozialen Abstiegs auf Jüdinnen und Juden, die „man nur totschiessen muss, damit die Gefahr beseitigt ist“ (Elbe 2021: 243). Die unverstandenen, einer anonymen Herrschaftslogik folgenden Mechanismen kapitalistischer Konkurrenz können in ihnen als ‚Übermenschen‘ personifiziert und somit greif- und aushaltbar gemacht werden. Antisemitismus ist Allerklärung für jegliches erlittene Unglück und stiftet die libidinösen Bande innerhalb der Gemeinschaft der Unglücklichen, die sich selbst als von dunklen Mächten Beherrschte imaginieren (vgl. Lenhard 2021: 57).

Der essentielle Unterschied zwischen Rassismus und Antisemitismus hinsichtlich ihrer Geschichte, Semantik, sozialen Genese und triebökonomischen Struktur wird aber eingeebnet, wenn Letzterer nur entlang der color line im Rahmen der Kategorie ‚Rasse‘ begriffen wird, wie es in der *Critical-Whiteness*-Theorie gebräuchlich ist, an die in der Intersektionalitätsdebatte häufig angeknüpft wird. Die zugrundeliegende Dichotomie weiß/Schwarz löst eine Gesellschaftsformation in zwei, als homogen vorgestellte Gruppen auf, „wobei die ‚Schwarzen‘ eine untergeordnete Totalität und total untergeordnet sind, die Weißen dagegen [...] eine dominierende Totalität und total dominant“ (Miles 1992: 74). Im Lichte dieser Leitdifferenz erscheinen dann mizrachische und sephardische Jüdinnen und Juden als rassifizierte People of Color – wodurch die Spezifik der antisemitischen Ideologie verdeckt wird –, aschkenasische Jüdinnen und Juden hingegen als weiß ergo privilegiert (vgl. Berkovits 2018: 92). Nicht nur wird so die weltweite Virulenz und Gefährlichkeit des Antisemitismus zum Verschwinden gebracht und die in der europäischen Geschichte am stärksten bedrohte Minderheit in die dominante Mehrheit aufgelöst; vielmehr erinnert die Identifizierung von Jüdinnen und Juden mit dem Whiteness-Frame an das antisemitische Stereotyp einer mächtigen, im Verborgenen agierenden Elite, die hinter den Kulissen das Weltgeschehen manipuliert. Das Konzept der Whiteness, ursprünglich

darauf ausgelegt, als eine Art *Kontrastmittel* diejenigen Privilegien sichtbar zu machen, die sonst als unmarkierte gesellschaftliche Normen wirksam sind, wird auf Jüdinnen und Juden angewandt, zum *Brandbeschleuniger* für Antisemitismus (vgl. Schraub 2019: 392f.). Ist mit Theodor W. Adorno (2018c: 125) der Antisemitismus „das Gerücht über die Juden“, dann wird zudem klar, dass es sich hier beim Jüdischsein nicht zuvorderst um eine positive (religiöse, nationale, ethnische) Identität handelt, sondern wesentlich um negative Identifizierung, *Zuschreibung*. Antisemitismus ist nicht (nur) Rancune gegen Menschen mit jüdischer Identität, sondern gegen solche, denen diese Identität von Antisemit*innen untergeschoben wird. „Was für [sie] den Juden ausmacht“, schreibt Jean-Paul Sartre, „ist das Vorhandensein des ‚Judentums‘ in ihm, eines jüdischen Prinzips, vergleichbar dem Phlogiston“ (Sartre 2017: 26, Herv. i. O.; vgl. Améry 2018: 149f., 163).

Nicht ohne Grund blieb dem Antisemitismus bisher die Apotheose in die Trinität der Strukturkategorien versagt, denn „not systemic“ ist der Antisemitismus konsequenterweise, wenn er innerhalb des exklusiven kategorialen Rahmens von ‚Rasse‘, Klasse und Geschlecht analysiert wird. Die Identifizierung von „sozialstrukturelle[n] Kategorien mit Hautfarbenkategorien (weiß = dominant, Schwarz = subaltern)“ (Elbe 2021: 245), die sich aus der besonderen Erfahrung der Schwarzen im US-amerika-

nischen Kontext speist, wird weder einem innerweißen Rassismus gegen beispielsweise Ir*innen gerecht (vgl. Miles 1992: 79), insbesondere jedoch ist dieser Rahmen zur Analyse des Antisemitismus ungeeignet – vielmehr bietet er aufgrund seiner Starrheit und seines Manichäismus eine offene Flanke für Antisemitismus innerhalb des (akademischen und politischen) intersektionalen Antirassismus (vgl. Lenhard 2011, 2021: 70ff.; Kiourtidis 2018; Stögner 2019, 2021; Elbe 2021). Oben habe ich einen intersektionell-gesellschaftstheoretischen Ansatz kritisiert, der inkommensurable Kategorien auf einer analytischen Ebene situiert und als Strukturen verdinglicht; statt eine weitere Strukturkategorie namens Antisemitismus einfach hinzuzufügen – die auch nicht einfach auf Merkmalsträger*innen rückbezogen werden kann, da sich diese erst im antisemitischen Bewusstsein konstituieren –, erscheint mir ein umfangreicherer Perspektivwechsel sinnvoll. Karin Stögner schlägt im Anschluss an die Kritische Theorie eine *ideologiekritische Fokussierung von Intersektionalität* vor. Einbezogen werden kann so auch die antisemitische Ideologie, die sich zwar einer kategorialen Fassung entzieht (sie lässt sich nicht unter ‚Rasse‘, Klasse oder Geschlecht subsumieren), jedoch diese Kategorien in sich vereint: Antisemitismus ist „durchgängig von sexistischen, rassistischen und nationalistischen Momenten durchdrungen“ und somit „die intersektionale Ideologie par excellence“ (Stögner 2017: 26). Diese

Perspektive vermeidet eine ahistorische Betrachtungsweise und erlaubt es, die verschiedenen konstitutiven Momente zu erfassen, die sich im Antisemitismus verzahnen, gegenseitig durchdringen und jeweils als Stellvertreter in den Vordergrund treten können. Ideologie wird dabei nicht als reines Bewusstseinsphänomen verstanden, sondern als gesellschaftlich vermittelt bestimmt, wodurch sowohl eine diskriminierungstheoretische Verengung als auch eine strukturelle Verdinglichung umgangen werden. Ideologie ist demzufolge *notwendig* falsches Bewusstsein, weil es an bestimmte historisch-spezifische Produktionsverhältnisse rückgebunden ist. Die aus der Totalität der Warenproduktion entspringenden „objektive[n] Gedankenformen“ (MEW 23: 90) funktionieren als Naturalisierung und damit Rechtfertigung der gesellschaftlichen Formen und absorbieren auf subjektiver Seite ein gesellschaftskritisches Potential, indem sie als Rationalisierungen für Ängste und Kränkungen wirken, deren strukturelle Ursachen von den Einzelnen nicht durchschaut werden. ‚Strukturell‘ nimmt hier eine andere Bedeutung an: Zum Beispiel erscheint Rassismus nicht mehr selbst als Struktur, die systematisch Unterdrückung hervorbringt, sondern als „strukturell angelegter, notwendiger Effekt kapitalistischer Eigenlogiken“ (Marz 2021: 418).

Peter Schmitt-Egner hat für den biologischen Rassismus eine an Marx orientierte ideologiekritische Genealogie vorgelegt,

die dies exemplarisch verdeutlicht. Er verortet die Entstehung der biologistischen Rassenideologie im Kolonialismus des 19. Jahrhunderts. Infolge der Ablösung des Handelskapitals durch das industrielle Kapital, das mit der Statik des Sklav*in-nensystems nicht mehr vereinbar ist, setzt sich die Wertabstraktion als produktionsbestimmender Maßstab in den Kolonien durch. Jedoch ist mit der Integration der Kolonien in den Weltmarkt bereits eine globale Arbeitsteilung vorgegeben, die durch die Herrschaft des europäischen Zentrums bestimmt wird. Der hochtechnisierten europäischen Metropole steht eine Peripherie gegenüber, deren Aufgabe maßgeblich darin besteht, mithilfe extraktiver Produktion (Bergbau etc.) auf jenem ‚globalen Fließband‘ die nötigen Rohstoffe und Lebensmittel zu liefern, die den Bedarf der europäischen Industrie decken. Für die extraktive Industrie ist kein hoher technischer Aufwand vonnöten, die menschliche Arbeitskraft und ihre Kooperation spielen hier die maßgebliche Rolle. Eine Steigerung des Mehrwerts ist folglich durch Intensivierung der Arbeit nicht möglich, sondern allein durch erstens die absolute Verlängerung des Arbeitstags und zweitens die Senkung des Preises der Arbeitskraft unter ihren Wert.

Diese beiden Komponenten bewirken, dass der Kolonisierte zum ‘Untermenschen’ degradiert werden muss; er ist im wörtlichen Sinne ‘minderwertig’, weil

es seine Bestimmung ist, unter dem Wert seiner Arbeitskraft zu arbeiten; *er ist 'Untermensch', weil die 'natürliche Grenze' des Arbeitstages über ihr historisches Niveau erweitert werden muss. Hier erreichen wir die Nahtstelle der Existenzbedingung des Rassismus: wenn nämlich der koloniale Arbeiter seine Arbeitskraft an der Oberfläche nicht mehr zu seinem Wert verkaufen kann, so stellt sein Tauschwert kein Äquivalent mehr dar, er kann also auch auf der Zirkulationsebene als Gleicher nicht mehr anerkannt werden.* (Schmitt-Egner 1976: 377, Herv. i. O.)

36

Im Gegensatz zum historisch-moralischen Stand des Preises der *weißen* Arbeitskraft, der durch die Fabrikgesetzgebung ermöglicht wurde, werde die Wertbestimmung der Arbeitskraft in den Kolonien in Natur aufgelöst: Sie sinkt unter „den Wert der physisch unentbehrlichen Lebensmittel“, sodass diese sich „nur in verkümmelter Form erhalten und entwickeln“ kann (MEW 23: 187); „die ‚Wertbestimmung‘ als Mensch wird hier in Natur aufgelöst. Er wird auf Tiernatur reduziert. Der Kolonisierte erscheint deswegen als ‚tierisch‘, weil hier seine gesellschaftliche Bestimmung mit der ersten Naturbestimmung zusammenfällt“ (Schmitt-Egner 1976: 377). Wenn Marx zufolge sich die bürgerlichen Individuen in der Zirkulation als freie und gleiche und damit als Menschen gegenüber treten, ist es dieselbe Ebene, auf

der die Rassifizierten als ‚Untermenschen‘ erscheinen: die permanente Abwertung ihrer Arbeitskraft spiegele sich ideologisch als Minderwertigkeit derselben wieder (vgl. Egger 2019: 25). Die Hartnäckigkeit des Rassismus erklärt sich nicht allein aus dem Fetischismus, der im Alltagsbewusstsein sozial Erworbenes mit natürlich Gegebenem in eins fallen lässt, sondern ist ebenso seiner psychischen Funktionalität – Stichwort: „Angst vor Entwertung“ – geschuldet. Ergänzt um diese sozialpsychologische Dimension bietet Schmitt-Egners werttheoretische Ableitung des kolonialen Rassismus einen Rahmen, der sich auch auf die heutige Situation übertragen lässt. So beruht sowohl die Stellung weiter Teile Subsahara-Afrikas innerhalb der internationalen Arbeitsteilung nach wie vor auf extraktiver Industrie und landwirtschaftlicher Produktion als auch die Lebensgrundlage migrantischer Arbeiter*innen in den kapitalistischen Zentren hauptsächlich auf schlechtbezahlten Dienstleistungstätigkeiten – empirische Tatsachen, an denen sich das rassistische Bewusstsein stets aufs Neue entzündet und die auf einem gesellschaftlichen Nährboden gedeihen, dessen unangetastete Kontinuität ebenso kontinuierlich den realen Schein und kompensatorischen Lustgewinn des Rassismus hervorbringt.

Von jenem realen Schein der rassistischen Ideologie, der von den Sozialverhältnissen *strukturell nahegelegt* wird, ist sinnvollerwei-

se der Begriff des institutionellen Rassismus zu unterscheiden (vgl. Marz 2021: 417f.): Ideologien, verstanden als prozesshafte soziale Phänomene, können sich in Institutionen verfestigen und den Einzelnen gegenüber als verdinglichte Struktur auftreten. Gleichwohl kann im Umkehrschluss – wie oben ausgeführt – nicht automatisch von jedem Diskriminierungseffekt auf eine diskriminierende Struktur geschlossen werden. Insbesondere Robert Miles hat den Versuch unternommen, den Begriff des institutionellen Rassismus eingedenk dieser Problematik fruchtbar zu machen. Miles insistiert hier auf der Klärung der Determinationsverhältnisse: Als rassistisch seien institutionelle Ausgrenzungspraktiken demnach zu qualifizieren, wenn sie auf einen rassistischen *Diskurs* zurückverfolgt werden können, oder wenn ein Diskurs abgewandelt wird, sodass er nicht mehr als explizit rassistisch erscheint, sich die ursprüngliche Bedeutung jedoch erhält. Eine solche Bestimmung würde sich nicht länger nur an empirischen *Effekten* orientieren, sondern vielmehr bestimmte institutionelle Praktiken auf ihre diskursive *Entstehungsgeschichte* hin prüfen (vgl. Miles 1992: 113).

Fazit

Es wurde mit Bezug auf den Begriff des strukturellen Rassismus auf die theoretischen Schwierigkeiten hingewiesen, die durch die begriffliche Fassung des Rassismus als Struktur entstehen. Abgelöst von

individuellem Bewusstsein wird er reifiziert und als kausale Kraft gesetzt, ohne dass die zugrundeliegenden Mechanismen durchsichtig würden, die rassistische Effekte hervorbringen. Die gesellschaftstheoretische Erweiterung des Intersektionalitätsansatzes tendiert hingegen dazu, herrschaftsförmige Strukturen in systemtheoretischer Manier zu konzipieren: Die separaten Unterdrückungssysteme sind gegeneinander abgedichtete, autonome Einheiten und füreinander nur Umwelt; erst in einem zweiten Schritt werden sie ‚überkreuzt‘. In einem historischen Argument wurde auf die gegenseitige Durchdringung von Klasse, ‚Rasse‘ und Geschlecht verwiesen sowie in einem ontologischen Argument die ihnen zugrundeliegenden Ebenen von Struktur, Ideologie und Natur unterschieden, deren Unterschiede in der Analyse berücksichtigt werden sollten. Entgegen dem starren intersektionellen Analyserahmen habe ich mit Rekurs auf die Kritische Theorie einen Begriff von Gesellschaft als Totalität vorgeschlagen, die mehr ist als die Summe ihrer Teile. In diesem umfassenden Verstrickungszusammenhang werden Ideologien als flexible soziale Prozesse verstanden, die in der Objektivität der Verhältnisse wurzeln und von den Subjekten aufgrund ihrer Bedürfnisstruktur als Bewusstseinsformen übernommen werden. Diese Bewusstseinsformen können den Einzelnen gegenüber eine relative Eigenständigkeit erlangen und sich in sozialen Praxen, Diskursen und Institutionen verfestigen. Mit Karin Stögner

wurde argumentiert, dass diese Analyseebene der Ideologie für intersektionelle Gesellschaftstheorie sinnvoll erscheint, da hier weder eine psychologistische Verengung auf Vorurteile noch eine Hypostasierung zu Strukturen vorliegt. Beide Ebenen werden in ihrer Vermitteltheit begriffen. Zudem stehen so innerhalb des intersektionellen Paradigmas die theoretischen Mittel für die Kritik des Antisemitismus zur Verfügung, durch dessen Ausschluss oder Verklärung Intersektionalität bisweilen selbst ideologisch wird. Theorie, die sich die Dechiffrierung von Unterdrückung zum Ziel setzt, sollte sich auch daran messen lassen, inwieweit sie einer derartigen ideologischen Chimäre gerecht werden kann.

38

LITERATUR

- Adorno, Theodor W. (2018a): Gesellschaft. In: Adorno, Theodor W.: Gesammelte Schriften, Bd. 8. 4. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp: 9–19.
- Adorno, Theodor W. (2018b): Spätkapitalismus oder Industriegesellschaft. In: Adorno, Theodor W.: Gesammelte Schriften, Bd. 8. 4. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp: 354–370.
- Adorno, Theodor W. (2018c): Minima Moralia. Reflexionen aus dem beschädigten Leben. In: Adorno, Theodor W.: Gesammelte Schriften, Bd. 4. 11. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Améry, Jean (2018): Jenseits von Schuld und Sühne. Bewältigungsversuche eines Überwältigten. 10. Aufl. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Aulenbacher, Brigitte (2008): Geschlecht als Strukturkategorie: Über den inneren Zusammenhang von moderner Gesellschaft und Geschlechterverhältnis. In: Wilz, Sylvia Marlene (Hrsg.): Geschlechterdifferenzen – Geschlechterdifferenzierungen. Ein Überblick über gesellschaftliche Entwicklungen und theoretische Positionen. Wiesbaden: Springer: 139–166.
- Bannerji, Himani (2005): Building from Marx: Reflections on Class and Race. In: Social Justice, Jg. 32/4: 144–160.
- Becker-Schmidt, Regina (1991): Individuum, Klasse und Geschlecht aus der Perspektive der Kritischen Theorie. In: Zapf, Wolfgang (Hrsg.): Die Modernisierung moderner Gesellschaften. Verhandlungen des 25. Deutschen Soziologentages in Frankfurt am Main 1990. Frankfurt/M.: Campus: 383–394.
- Becker-Schmidt, Regina (2008): Wechselbezüge zwischen Herrschaftsstrukturen und feindseligen Subjektpotentialen. Überlegungen zu einer interdisziplinären Ungleichheitsforschung. In: Knapp, Gudrun-Axeli/Klinger, Cornelia (Hrsg.): Über-Kreuzungen. Fremdheit, Ungleichheit, Differenz. Münster: Westfälisches Dampfboot: 112–137.
- Berkovits, Balázs (2018): Critical Whiteness Studies and the “Jewish Problem”. In: Zeitschrift für kritische Sozialtheorie und Philosophie, Jg. 5/1: 86–102.
- Bruhn, Joachim (2019): Unmensch und Übermensch. Über das Verhältnis von Rassismus und Antisemitismus. In: Bruhn, Joachim: Was deutsch ist. Zur kritischen Theorie der Nation. 2. Aufl. Freiburg: ca ira: 89–124.
- Collins, Patricia Hill (2019): Intersectionality as Critical Social Theory. Durham u.a.: Duke University Press.
- Crenshaw, Kimberlé (1989): Demarginalizing the Intersection of Race and Sex: A Black Feminist Critique of Antidiscrimination Doctrine, Feminist Theory and Antiracist Politics. In: University of Chicago Legal Forum, Jg. 1989/1: 139–167.
- Davis, Kathy (2008): Intersectionality as buzzword. A sociology of science perspective on what makes a feminist theory successful. In: Feminist Theory, Jg. 9/1: 76–85.
- Egger, Lukas (2019): Ideologietheorie und Ideologiekritik als Grundlagen einer kritischen Rassismustheorie. In: OZP – Austrian Journal of Political Science, Jg. 48/3: 17–28.
- Elbe, Ingo (2021): „... it's not systemic“. Antisemitismus im postmodernen Antirassismus. In: Elbe, Ingo: Gestalten der Gegenauflklärung. Untersuchungen zu Konservatismus, politischem Existentialismus und Postmoderne. 2., überarb. Aufl. Würzburg: Königshausen & Neumann: 241–275.
- Federici, Silvia (2020): Caliban und die Hexe. Frauen, der Körper und die ursprüngliche Akkumulation. 8. Aufl. Wien u.a.: mandelbaum.

- Gomolla, Mechthild (2017): Direkte und indirekte, institutionelle und strukturelle Diskriminierung. In: Scherr, Albert/El-Mafaalani, Aladin/Yüksel, Gökçen (Hrsg.): Handbuch Diskriminierung. Wiesbaden: Springer VS: 133–156.
- Holz, Klaus (2001): Nationaler Antisemitismus. Wissenssoziologie einer Weltanschauung, Hamburg: Hamburger Edition.
- Kiourtidis, Polina (2018): Rassismus bekämpfen, Antisemitismus leben: Wenn antirassistisches Engagement zum Antisemitismus führt. Zur Differenz von Antisemitismus und Rassismus. In: Vukadinović, Vojin Saša (Hrsg.): Freiheit ist keine Metapher. Antisemitismus, Migration, Rassismus, Religionskritik. Berlin: Querverlag: 92–100.
- Klinger, Cornelia (2008): Überkreuzende Identitäten – Ineinandergreifende Strukturen. Plädoyer für einen Kurswechsel in der Intersektionalitätsdebatte. In: Knapp, Gudrun-Axeli/Klinger, Cornelia (Hrsg.): Über-Kreuzungen. Fremdheit, Ungleichheit, Differenz. Münster: Westfälisches Dampfboot: 38–67.
- Klinger, Cornelia (2012): Für einen Kurswechsel in der Intersektionalitätsdebatte. In: Portal Intersektionalität, online verfügbar unter: <http://portal-intersektionalitaet.de/uploads/media/Klinger.pdf> (abgerufen am 09.09.2021).
- Knapp, Gudrun-Axeli (2008): Verhältnisbestimmung. Geschlecht, Klasse, Ethnizität in gesellschaftstheoretischer Perspektive. In: Knapp, Gudrun-Axeli/Klinger, Cornelia (Hrsg.): Über-Kreuzungen. Fremdheit, Ungleichheit, Differenz. Münster: Westfälisches Dampfboot: 138–170.
- Knapp, Gudrun-Axeli (2013): Zur Bestimmung und Abgrenzung von „Intersektionalität“. Überlegungen zu Interferenzen von „Geschlecht“, „Klasse“ und anderen Kategorien sozialer Teilung. In: Erwägen Wissen Ethik, Jg. 24/3: 341–354.
- Koopmans, Ruud (2020): Das verfallene Haus des Islam. Die religiösen Ursachen von Unfreiheit, Stagnation und Gewalt. 2. Aufl. München: C. H. Beck.
- Kováts, Eszter, Thomas Land (2020): Klassismus – Wie die Analyse der Ausbeutung durch Anerkennung der Diskriminierten ersetzt wird. In: Rote Ruhr Uni, online verfügbar unter: <https://www.rote-ruhr-uni.com/cms/IMG/pdf/klassismus.pdf> (abgerufen am 09.09.2021).
- Lenhard, Philipp (2011): Negativer Universalismus. Giorgio Agamben, Étienne Balibar und der Zusammenhang von Antirassismus und Israelhass. In: Lenhard, Philipp/Gruber, Alex (Hrsg.): Gegenauflärung. Der postmoderne Beitrag zur Barbarisierung der Gesellschaft. Freiburg: ça ira: 195–219.
- Lenhard, Philipp (2021): „Weiße Juden“. Zum Unterschied von Rassismus und Antisemitismus. In: Gerber, Jan (Hrsg.): Hallische Jahrbücher #1. Die Untiefen des Postkolonialismus. Berlin: Edition Tiamat: 47–72.
- Maani, Sama (2018): „Obama ist nicht schwarz“. Die Krux mit der Identitätspolitik. In: Vukadinović, Vojin Saša (Hrsg.): Freiheit ist keine Metapher. Antisemitismus, Migration, Rassismus, Religionskritik. Berlin: Querverlag: 33–48.
- Mader, Dimitri (2013): „Conditioning is not determinism“ – Margaret S. Archers Agency-Theorie und die herrschaftsförmige Einschränkung von Handlungsfähigkeit durch Geschlecht und Klasse. In: Kallenberg, Ver/Meyer, Jennifer/Müller, Johanna M. (Hrsg.): Intersectionality und Kritik. Neue Perspektiven für alte Fragen. Wiesbaden: Springer VS: 219–243.
- Marten, Eike, Katharina Walgenbach (2017): Intersektionale Diskriminierung. In: Scherr, Albert/El-Mafaalani, Aladin/Yüksel, Gökçen (Hrsg.): Handbuch Diskriminierung. Wiesbaden: Springer VS: 157–171.
- Marx, Karl (2013): Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Erster Band. Buch I: Der Produktionsprozeß des Kapitals. In: Marx Engels Werke, Bd. 23. 24. Aufl. Berlin: Dietz (zit. MEW 23).
- Marx, Karl (2008): Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Dritter Band. Buch III: Der Gesamtprozeß der kapitalistischen Produktion. In: Marx Engels Werke, Bd. 25. 16. Aufl. Berlin: Dietz (zit. MEW 25).
- Marz, Ulrike (2021): „Das waren noch gute Zeiten ...“ Zur Bedeutung der Ideologiekritik Kritischer Theorie für Rassismuskritik heute. In: Beyer, Heiko/Schauer, Alexandra (Hrsg.): Die Rückkehr der Ideologie. Zur Gegenwart eines Schlüsselbegriffs, Frankfurt am Main: Campus: 401–430.
- McCall, Leslie (2005): The Complexity of Intersectionality. In: Signs, Jg. 30/3: 1771–1802.
- Michaels, Walter Benn (1997): Biography of an ex-white man. Why race is not a social construction. In: Transition, Nr. 73: 122–143.
- Miles, Robert (1992): Rassismus. Einführung in die Geschichte und Theorie eines Begriffs. Hamburg u.a.: Argument.

Reed, Adolph (2016): How Racial Disparity Does Not Help Make Sense of Patterns of Police Violence. In: Nonsite, 16.09.2016, online verfügbar unter: <https://nonsite.org/how-racial-disparity-does-not-help-make-sense-of-patterns-of-police-violence/> (abgerufen am 09.09.2021).

Sanolas, Elvira (2018): Geschlecht als Wille und Design. Zur Kritik an der queeren Multiplikation der Geschlechtsidentitäten. In: Linkerhand, Koschka (Hrsg.): Feministisch Streiten. Texte zu Vernunft und Leidenschaft unter Frauen. Berlin: Querverlag: 188–200.

Sanolas, Elvira (2020): Klasse in Zeiten der Antidiskriminierung. In: Lirabelle, 29.10.2020, online verfügbar unter: <http://lirabelle.blogspot.eu/2020/10/28/klasse-in-zeiten-der-antidiskriminierung/> (abgerufen am 09.09.2021).

Sartre, Jean-Paul (2017): Überlegungen zur Judenfrage. 3. Aufl. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

Schneider, Etienne (2013): Intersektionalität und marxistische Gesellschaftstheorie. Gesellschaftliche Totalität und die Pluralität gesellschaftlicher Widersprüche. In: PROKLA, Jg. 43/3: 381–400.

Schmitt-Egner, Peter (1976): Wertgesetz und Rassismus. Zur begrifflichen Genesis kolonialer und faschistischer Bewußtseinsformen. In: Backhaus, Hans-Georg (Hrsg.): Gesellschaft. Beiträge zur Marxschen Theorie, Bd. 8/9. Frankfurt/M.: Suhrkamp: 350–405.

Schraub, David (2019): White Jews: An Intersectional Approach. In: AJS Review, Jg. 43/2: 379–407.

Schulz, Benedikt (2020): „Niemand kann behaupten, von Rassismus nicht betroffen zu sein“. In: Deutschlandfunk, 21.06.2020, online verfügbar unter: https://www.deutschlandfunk.de/diskriminierung-niemand-kann-behaupten-von-rassismus-nicht.694.de.html?dram:article_id=479059 (abgerufen am 09.09.2021).

Soiland, Tove (2012): Die Verhältnisse gingen und die Kategorien kamen. Intersectionality oder Vom Unbehagen an der amerikanischen Theorie. In: Portal Intersektionalität, online verfügbar unter: http://portal-intersektionalitaet.de/uploads/media/Soiland_04.pdf (abgerufen am 09.09.2021).

Stögner, Karin (2017): „Intersektionalität von Ideologien“ – Antisemitismus, Sexismus und das Verhältnis von Gesellschaft und Natur. In: Psychologie & Gesellschaftskritik, Jg. 41/2: 25–45.

Stögner, Karin (2019): Wie inklusiv ist Intersektionalität? Neue soziale Bewegungen, Identitätspolitik und Antisemitismus. In: Salzborn, Samuel (Hrsg.): Antisemitismus seit 9/11. Ereignisse, Debatten, Kontroversen. Baden-Baden: Nomos: 385–402.

Stögner, Karin (2021): Intersektionalität zwischen Ideologie und Kritik. In: Beyer, Heiko/Schauer, Alexandra (Hrsg.): Die Rückkehr der Ideologie. Zur Gegenwart eines Schlüsselbegriffs. Frankfurt/M.: Campus: 431–466.

Winker, Gabriele, Nina Degele (2009): Intersektionalität. Zur Analyse sozialer Ungleichheiten. Bielefeld: transcript.

Zander, Michael (2017): Was ist problematisch an Intersektionalität? In: Psychologie & Gesellschaftskritik, Jg. 41/2: 47–65.

ZUM AUTOR:

Robin Forstenhäusler, 30, studiert Philosophie im Master an der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg. Seine wissenschaftlichen Interessengebiete sind Sozialpsychologie, Kritik der politischen Ökonomie, politische Philosophie des Rassismus und Antisemitismus sowie Theorien der Moderne und Postmoderne.

An dem Beitrag haben folgende Redaktionsmitglieder im Review, Betreuung und Lektorat mitgearbeitet: **Annabell Lamberth, Daniel Bräunling und Nils Haacke**.



Peter Bescherer / Anne Burkhardt / Robert Feustel /
Gisela Mackenroth / Luzia Sievi

Urbane Konflikte und die Krise der Demokratie

Stadtentwicklung, Rechtsruck und
Soziale Bewegungen

(Raumproduktionen: Theorie und gesellschaftliche Praxis, Bd. 36)

2021 – 246 Seiten – 28,00 € – ISBN 978-3-89691-057-8

Hendrik Wallat

Politischer Marxismus

Ellen M. Woods Beitrag zur Aktualisierung des
historischen Materialismus

2021 – 231 Seiten – 28,00 € – ISBN 978-3-89691-063-3

Alexander Flores

**Jacques Offenbach und sein Werk –
bei Siegfried Kracauer und darüber hinaus**

2021 – 178 Seiten – 25,00 € – ISBN 978-3-89691-061-5

bereits in der 2. Auflage

Brigitte Aulenbacher / Frank Deppe / Klaus Dörre /
Christoph Ehscheid / Klaus Pickshauss (Hrsg.)

Mosaiklinke Zukunftspfade

Gewerkschaft, Politik, Wissenschaft

2021 – 418 Seiten – 40,00 €
ISBN 978-3-89691-064-6





Combahee River Collective revisited

Zum aktuellen Verständnis von Intersektionalität im
identitätspolitischen Diskurs

von Arthur Hoffmann

43

Im Zuge des weltweiten Anwachsens antirassistischer Bewegungen erfahren Konzepte wie das der Intersektionalität und der Identitätspolitik Konjunktur. Die ursprünglich von Aktivistinnen entwickelten Theorien haben Einzug in wissenschaftliche Auseinandersetzungen gefunden und werden gleichzeitig im populärwissenschaftlichen Diskurs breit rezipiert. An dieser Stelle möchte der vorliegende Artikel ansetzen und der Frage nachgehen, inwiefern die populärwissenschaftliche Rezeption des Konzeptes der Intersektionalität gesellschaftlicher Machtbeziehungen den ursprünglichen Ansprüchen dessen gerecht wird. Dies ist vor allem deshalb von Relevanz, weil der populärwissenschaftliche Diskurs als Schnittstelle zwischen Wissenschaft und Aktivismus gesehen werden kann und damit eine nicht zu unterschätzende politische Schlagkraft besitzt. Im beispielhaften Abgleich des aktivistischen Sammelbandes *„Eure Heimat ist unser Alptraum“* mit *„A Black Feminist Statement“* des Combahee River Collectives, kann festgestellt werden, dass die dort entwickelte Theorie weitestgehend unterkomplex rezipiert wird. Damit läuft diese zeitgenössische Adaption des Intersektionalitätskonzeptes Gefahr, ihrem selbstgesetzten Anspruch komplexe gesellschaftliche Machtverhältnisse zu dechiffrieren, nicht gerecht zu werden bzw. diese sogar zu reproduzieren.

abstract

Schlagwörter

Antirassismus; Identitätspolitik; Universalismus; Aktivismus; Kritik;
Intersektionalität

Globaler Antirassismus

Der Erstickungstod George Floyds durch das minutenlange Knien eines Polizeibeamten auf dessen Hals im Mai 2020 kann als Ausgangspunkt für ein globales Erstarren der antirassistischen Black-Lives-Matter-Bewegung gesehen werden. In den USA kann die Bewegung mit ihren teilweise militanten Protestaktionen große Mobilisierungserfolge vorweisen. Als eine Konsequenz kann bspw. die Verabschiedung eines Gesetzes im Repräsentantenhaus der US-Regierung gesehen werden, welches grundlegende Reformvorschläge für Polizeibehörden beinhaltet (Deutsche Welle: 2020). Die Bewegung prangert die massiven Ungleichheitsverhältnisse in der US-amerikanischen Gesellschaft an und wendet sich seit ihrer Entstehung vor allem gegen rassistische (Polizei-)Gewalt gegenüber Black, Indigenous and People of Colour (BIPoC).

Das mit der Wucht und der Dauer der Proteste verbundene Agenda-Setting hat auch in Deutschland eine teilweise sehr kontrovers geführte und bis heute anhaltende Rassismus-Debatte nach sich gezogen, an die dieser Artikel anknüpft. Wohlwissend, dass es nicht möglich ist, den Diskurs ganzheitlich abzubilden, sollen die in Konjunktur stehenden antirassistischen Theorien, welche sich zumeist auf das Konzept der Intersektionalität beziehen, in den Fokus rücken. Dafür werden den

„antirassistischen“ Konzepten zugrundeliegende Vorstellungen von gesellschaftlichen Macht- und damit einhergehenden Diskriminierungsverhältnissen rekonstruiert. So wird am Beispiel des Textes „*A black Feminist Statement*“ (1982) des Combahee River Collectives (nachfolgend CRC) die Genese eines intersektionalen Machtbegriffs und dessen Eigenschaften erörtert. Da dieser Text von 1977 als eine der ersten Ausformulierungen des Intersektionalitätskonzeptes verstanden werden kann, welche somit den Grundstein für alle darauf aufbauende Theoriebildung legt, erscheint er dafür besonders geeignet. Zwar wird der spezifische Begriff der Intersektionalität erst 1989 durch Kimberlé Crenshaw in ihrem Artikel „*Demarginalizing the Intersection of Race and Sex: A Black Feminist Critique of Antidiscrimination Doctrine, Feminist Theory and Antiracist Politics*“ geprägt, aber diese verweist selbst auf dessen Ursprung in der Praxis des CRC (vgl.: Crenshaw 1989). Darauf aufbauend werden mit Verweis auf die enge Verwobenheit von Theorie und Praxis innerhalb des Intersektionalitätskonzeptes erkennbare Potenziale und Widersprüche des in der Theorie konzipierten Machtbegriffs herausgearbeitet. Es wird gezeigt, dass das Konzept der Intersektionalität gut geeignet ist, um auf innovative Weise zwischen verschiedenen Diskriminierungsformen zu differenzieren und diese sichtbar zu machen. Gleichzeitig, so eine zentrale These dieses Beitrags, neigen Rezipient*innen

des Konzepts dazu, die Kategorien der Diskriminierung zu essentialisieren, das heißt selbigen einen ontologischen oder auch naturalisierenden Charakter zu verleihen und somit dem eigens artikulierten Ziel der Überwindung diskriminierender Kategorien entgegenzuwirken. Diese Ambivalenz soll im Rahmen dieses Beitrags aufgezeigt, kritisch hinterfragt und anhand zweier Beispiele historisch kontextualisiert werden. Dabei liegt das Hauptaugenmerk darauf, dass sich in der zeitgenössischen, populärwissenschaftlich-aktivistischen Rezeption des Konzepts eine deutliche Schlagseite in Richtung der genannten regressiven Tendenzen erkennen lässt.

Dafür wird beispielhaft und auf die deutschsprachige Debatte beschränkt, ein Essay aus dem im Jahr 2018 erschienenen Sammelband „*Eure Heimat ist unser Alptraum*“ von Fatma Aydemir und Hengameh Yaghoobifarah vorgestellt und mit den Thesen des CRC kontrastiert. Dies geschieht anhand des ersten Essays des Bandes namens „*SICHTBAR*“ (2018) von Sasha Marianna Salzmann, der als plakatives Beispiel für die innerhalb des Bandes entwickelten Analysen gesehen werden kann. Die Auswahl des Textes ist dem Umstand geschuldet, dass besagter Sammelband zu einem der Standardwerke der antirassistischen Bewegung in Deutschland avanciert ist und zahlreiche relevante Aktivist*innen derselben in sich versammelt.

Zunächst werden ausgehend von „*A Black Feminist Statement*“ (1982) des CRC die Grundzüge des Intersektionalitätskonzeptes erarbeitet. Davon ausgehend wird die Ursache des bereits benannten Fallstricks der Essentialisierung als im Widerspruch zwischen Universalismus und Partikularismus angesiedeltes Problem hergeleitet. Im Vergleich der benannten Schriften wird aufgezeigt, dass sich die Konsequenzen, die aus diesem Widerspruch gezogen werden, unterscheiden, was wiederum in verschiedene Vorstellungen politischer Praxis mündet.

Die Entstehung des intersektionalen Ansatzes

Um die Rezeption des Intersektionalitätskonzeptes zu untersuchen, ist es sinnvoll, zuerst auf dessen Ursprung einzugehen. Dieser kann in dem programmatischen Text „*A Black Feminist Statement*“ des Combahee River Collectives von 1982 gesehen werden (CRC 1982). Das CRC war ein aktivistisches Kollektiv Schwarzer Feministinnen, welches sich in den 1970er Jahren gründete und erstmals das Phänomen der Mehrfachunterdrückung aufgrund verschiedener Identitätsmerkmale thematisierte (CRC 1982). Insofern lässt sich das *Black Feminist Statement* als eine Art Gründungsdokument des Intersektionalitätskonzeptes und der damit einhergehenden Identitätspolitik betrachten. Bevor dessen Inhalt rekonstruiert wird, soll

”

[D]as Black Feminist Statement [lässt sich] als eine Art Gründungsdokument des Intersektionalitätskonzepts und der damit einhergehenden Identitätspolitik betrachten.

an dieser Stelle kurz darauf verwiesen sein, dass der intersektionale Ansatz eine breite wissenschaftliche und interdisziplinäre Rezeption erfahren hat, welche sich in deren vielfacher Ausdifferenzierung niederschlägt, auf deren Spezifika in Rahmen dieses Artikels jedoch nicht eingegangen werden kann (vgl. Kley 2013: 204). Den unterschiedlichen Spielarten des Konzeptes ist gemein, dass sie die Ideen, die das CRC formuliert, zur Grundlage haben. So ist der Fokus auf den kurzen, jedoch programmatischen Text für die Zwecke dieses Artikels ausreichend. Die populärwissenschaftliche Rezeption des Konzeptes steht dabei im Vordergrund, da davon auszugehen ist, dass diese über eine rein analytisch-wissenschaftliche Funktion hinausgehend eine praktische, diskursive Relevanz gewinnt. Ein zentrales, die verschiedenen Ansätze vereinendes Element, ist das Argument, dass gesellschaftliche Macht- und damit verbundene Diskriminierungsverhältnisse komplexer strukturiert sind, als in etablierten Ungleichheitsdefinitionen angenommen wurde und wird. Dies bedeutet in erster Linie, dass in der Ungleichheitsforschung vorher weitestgehend voneinander getrennt betrachtete Kategorien gerade in Ihrem Zusammenwirken betrachtet

werden müssen. Der Ursprung dieser Erkenntnis soll im Folgenden anhand der Erfahrungen des Combahee River Collectives begreiflich gemacht werden.

Aus der Praxis für die Praxis

Grundlegend für den im „*Black Feminist Statement*“ formulierten Intersektionalitätsbegriff ist die praktische Erkenntnis einer Gruppe von Schwarzen (i. Orig.: „Black“) Frauen, dass sie und ihre Diskriminierungserfahrungen in verschiedenen gesellschaftlichen Befreiungsbewegungen (i. Orig.: liberation movements (vgl.: CRC 1982: 211)) nicht ausreichend repräsentiert wurden. Dies begründet das Kollektiv damit, dass Schwarze Frauen innerhalb des US-amerikanischen Herrschaftssystems in besonderem Maße von Diskriminierung betroffen sind. Nämlich einerseits aufgrund dessen rassistischer und andererseits aufgrund dessen patriarchaler Beschaffenheit:

Black women's extremely negative relationship to the American political system (a system of white male rule) has always been determined by our membership in two oppressed racial and sexual castes. (CRC 1982: 210)

Die Konsequenz dieser Analyse des Kollektivs ist, dass Schwarze Frauen in anderer Weise gesellschaftlich marginalisiert sind als Schwarze Männer oder weiße Frauen. Die gesellschaftliche Auseinandersetzung bzw. Problematisierung dieser Ungleichheitsverhältnisse seien aber bisher unabhängig voneinander organisiert worden. Das spezifische Ineinandergreifen („intersection“ = engl. für: „sich kreuzen“, bzw. „Kreuzung“) der beiden Diskriminierungsformen wurde weder durch die historisch gewachsene Frauenbewegung noch durch die antirassistische Bürgerrechtsbewegung repräsentiert, da beide jeweils nur den Erfahrungsraum einer Diskriminierungsform einbezogen haben (vgl.: Kley 2013: 198; CRC 1982: 211).

It was our experience and disillusionment within these liberation movements, as well as experience on the periphery of the white male left, that led to the need to develop a politics that was antiracist, unlike those of white women, and antisexist unlike those of Black and white men. (CRC 1982: 211)

Aus dieser praktischen Erfahrung der mehrdimensionalen Diskriminierung, welche durch die Repräsentationen der von den jeweils einzelnen Dimensionen der Diskriminierung betroffenen Gruppen nicht aufgegriffen werden konnte, folgt die Einsicht: „We realize, that the only people who care enough about us to work consistently for our liberation is us.“ (CRC 1982: 212)

Intersektionalität und Identitätspolitik

Dieser Gedankenschluss kann als grundlegend für die hier interessierenden Konzepte der Intersektionalität gesehen werden, was deren genuine Anbindung an eine politische Praxis in Form von Identitätspolitik beschreibt. Der Kern identitätspolitischer Konzepte ist, dass vermeintlich emanzipatorische Politik dann am wirksamsten werde, wenn sie sich aus der eigenen Erfahrung, der eigenen Identität speist:

This focusing upon our own oppression is embodied in the concept of identity politics. We believe that the most profound and potentially the most radical politics come directly out of our own identity, as opposed to working to end somebody else's oppression. (CRC 1982: 212)

Um auf die intersektional wirkenden gesellschaftlichen Unterdrückungsverhältnisse reagieren zu können, besteht die Notwendigkeit, die eigenen Interessen selbst zu vertreten und diese sichtbar zu machen. Dies hält das Combahee River Collective vor allem deshalb für sinnvoll, da die mehrdimensionale Unterdrückung Schwarzer Frauen – wird sie einmal in gesellschaftliche Befreiungskämpfe einbezogen – eine besonders revolutionäre Praxis bedeute, da sie die verschiedenen, aber gleichzeitig wirkenden Unterdrückungsmechanismen

der Trias „race, class and gender“ (ebd.: 213) gleichzeitig adressiert.

Insofern sei es, wie die Aktivist*innen des Kollektivs in ihrem Statement weiter formulieren, durchaus fruchtbar, die Berufung auf die eigene Identität zum Ausgangspunkt des politischen Aktivismus zu machen. Gleichzeitig folgt jedoch der Hinweis, dass die spezifische Qualität der Diskriminierung nicht originär auf eine der Dimensionen der Diskriminierung rückführbar ist, sondern diese gerade durch deren Zusammenwirken entsteht: „We also often find it difficult to separate race from class from sex oppression because in our lives they are most often experienced simultaneously.“ (ebd.: 213)

Daraus resultiert die für die nachfolgende Analyse tragende Schlussfolgerung, dass zwar unterschiedliche Kategorien, in denen sich gesellschaftliche Unterdrückungsverhältnisse spiegeln, auszumachen sind und diese in der Lage sind, etwas über die Qualität der Unterdrückung anzuzeigen, Emanzipation jedoch nur durch deren aller Überwindung – einen universalistischen Ansatz – zu denken ist. So formulieren die Aktivistinnen vom CRC folgende Einsicht: „We realize that the liberation of all oppressed peoples necessitates the destruction of the political-economic systems of capitalism and imperialism as well as patriarchy.“ (ebd.: 213) An der Kontrastierung dieser beiden

” Die Emanzipation, besonders von Diskriminierung betroffener Schwarzer Frauen, ist unmittelbar mit der Emanzipation der Gesellschaft als solcher verbunden.

Aussagen wird ein Widerspruch offenbar, welcher zentral ist, um die Streitpunkte der aktuellen Debatten um Rassismus und Identitätspolitik zu verstehen.

Universalismus vs. Partikularismus

Der Widerspruch liegt im Verhältnis zwischen Allgemeinem und Partikularem. Das bedeutet, dass sich die Einrichtung gesellschaftlicher Verhältnisse zwar in einzelnen (partikularen) Subjekten spiegelt und sie innerhalb der Gesellschaft positioniert, diese aber gleichzeitig Produkt historischer Produktionsverhältnisse und kultureller Sinnstiftungsprozesse sind, welche die Gesellschaft als ganze formen (vgl. Kammler et al. 2014: 294ff.). Dieses Zusammenspiel von Partikularem und der allgemeinen Beschaffenheit der Gesellschaft muss dem CRC folgend in der politischen Praxis zusammengedacht werden. Die Emanzipation, besonders von Diskriminierung betroffener Schwarzer Frauen, ist unmittelbar

mit der Emanzipation der Gesellschaft als solcher verbunden. Ziel einer politischen Praxis muss also sein, Ungleichheit konkret sichtbar zu machen und gleichzeitig neue Perspektiven der Subjektivierung zu eröffnen und neue Kategorien zu bilden, die einen tatsächlichen Bruch mit gegebenen Machtverhältnissen bedeuten.

Dieser Anspruch an die eigene politische Praxis ist aus dem Statement des Combahee River Collectives relativ eindeutig herauszulesen. Die daran anknüpfende These ist, dass dieser Anspruch im Voranschreiten des intersektionalen Diskurses – sicherlich auch durch seine breite Rezeption – durch verschiedene Akteur*innen entschärft worden ist. Vor allem der populärwissenschaftlich gefütterte antirassistische Diskurs zeigt Neigungen dazu auf, sich eher im Bereich unterkomplexer Versuche der Schuldzuweisungen und der Artikulation individueller Befindlichkeiten zu entleeren. Diese Entwicklung soll, wie bereits angekündigt, anhand der Gegenüberstellung des Sammelbandes *„Eure Heimat ist unser Alptraum“* (Aydemir/Yaghoobifarah 2018) mit den vorgestellten Prämissen des *„Black Feminist Statement“* (CRC 1977) dargestellt werden. Dabei liegt der Fokus auf einem Essay der Autorin Sasha Marianna Salzmann (2018), welcher als weitestgehend deckungsgleich mit den in den weiteren Essays des Bandes entwickelten Analysen gesehen werden kann. Die analytische Vorgehensweise be-

schränkt sich vorerst darauf, die zentralen Argumentationslinien des ausgewählten Essays nachzuzeichnen. Daraufhin soll vergleichend mit den bereits vorgestellten Statements des CRC überprüft werden, inwiefern der Widerspruch zwischen Partikularismus und Universalismus darin thematisiert bzw. reflektiert wird.

Der besagte Essay trägt den Titel *„SICHTBAR“* und beschäftigt sich mit der Stigmatisierung von Menschen, welche aufgrund ihrer sexuellen Orientierungen oder anderen Kategorien, wie Hautfarbe oder Religion, als Minderheiten wahrgenommen und dadurch aus der gesamtgesellschaftlichen Repräsentation und ihrer Normalität ausgeschlossen werden (vgl.: Salzmann 2018: 15f.). Um diesen Missstand zu kritisieren, der mit ständigen Diskriminierungs- und Ausschlusserfahrungen der Betroffenen verbunden sei, entwickelt Salzmann in ihrem Essay ein Argument, das sich vor allem gegen eine gewisse Form des „Homonationalismus“ (ebd.: 18) wendet, welcher unmittelbar zur Legitimation der bestehenden Verhältnisse beitrage und schlimmer noch einen gesellschaftlichen Rechtsruck forcieren.

Der Kerngedanke dieser Kritik ist, dass Homonationalisten (zumeist weiße, schwule Männer) sich durch das europäische politische System vereinnahmen ließen, um dessen Toleranz gegenüber Minderheiten auszustellen. Die ihnen gebührende Akzeptanz durch die ‚Mehrheitsgesellschaft‘ liege

jedoch einzig und allein darin begründet, dass sie deren rassistische Ressentiments reproduzieren und damit Argumente für einen antimuslimischen Rechtsruck liefern würden (vgl. ebd.). Konkret bezieht sich Salzmann auf das Beispiel Jens Spahn, welcher offen mit seiner Homosexualität umgeht und gleichzeitig konservative und bisweilen islamkritische Positionen vertritt (vgl. ebd.: 16). Die Engführung von Identitätskategorien aufgrund eines einzelnen Beispiels arbeitet stark pauschalisierend und steht den analytischen Aussagen und auch den praktischen Forderungen des CRC entgegen. So formuliert das CRC in seinem Statement eine Absage an einen solchen Determinismus:

But we do not have the misguided notion that it is their maleness, per se – i.e., their biological maleness – that makes them what they are. As Black women we find any type of biological determinism a particularly dangerous and reactionary basis upon which to build a politic. We must also question whether lesbian separatism is an adequate and progressive political analysis and strategy [...] since it denies any but the sexual sources of women's oppression, negating the facts of class and race.” (CRC 1982: 214)

Auch wenn sich das durch das CRC gewählte Beispiel vom Beispiel Jens Spahn unterscheidet, ist die Kritik im Kern identisch. So wird die Rückführung der gesell-

schaftlichen Position einer Person auf eine einzelne Identitätskategorie einem intersektionalen Verständnis von Ungleichheit(en) nicht gerecht. Schließlich wird Jens Spahn nicht aufgrund seiner inhaltlichen Positionen und der vermeintlich darin enthaltenen rassistischen Denkmuster kritisiert oder aufgrund seiner Mitgliedschaft in einem politischen Establishment, dessen Politik offensichtlich gesellschaftliche Ungleichheitsverhältnisse reproduziert, sondern es wird eine pauschale Kritik an schwulen weißen Männern abgeleitet (vgl. Salzmann 2018: 16).

Diese Engführung des politischen Diskurses wird im weiteren Verlauf des Essays noch dadurch verstärkt, dass Salzmann mit dem Verweis auf ihr bekannte Geflüchtete, die ihr mit Weltoffenheit und Toleranz begegnen, zu erklären versucht, dass Muslime viel toleranter seien als die vermeintliche Mehrheitsgesellschaft (ebd.: 24f.). Es fällt auf, dass Salzmann in erster Linie aufgrund subjektiver Eindrücke und Erfahrungen versucht, über bestimmte Identitätszuschreibungen gesellschaftliche Konflikte zu erklären. Vor allem im Schlussteil des Essays wird die Widersprüchlichkeit ihrer Argumentation deutlich. Dort beschreibt Salzmann die Situation eines Übergriffes auf sich und ihre Freundin, in welcher beide aufgrund ihrer Sexualität verbal beleidigt und körperlich angegangen wurden, woraufhin zwei Männer „die phänotypisch unter das Raster ‚Moslem‘ fallen [...] die

Pöbler weggejagt hatten“ (ebd.: 26). Wichtig ist hierbei, dass Salzmann, ohne mit den beiden gesprochen zu haben, versichert, dass diese vor allem deshalb zur Hilfe geeilt seien, weil sie „das Gefühl der Verletzbarkeit, das wir in diesem Moment empfanden, kannten“ (ebd.). Und weiter führt Salzmann aus: „So unterschiedlich wir auch sind, liegt unser jeweiliges Wissen um das Aus-dem-Raster-Fallen sehr nah beieinander. Unser Wissen um das Niemals-normal-Sein. Wir sind immer sichtbar.“ (ebd.)

Es wird klar, woran es Salzmann mit der Erklärung dieser Situation gelegen ist. Nämlich, an der romantischen Konstruktion einer Allianz aus Opfern einer Dominanzgesellschaft, gegen die es sich zu verteidigen gilt. Unabhängig davon, dass die Schlüsse, die Salzmanns zieht, empirisch unbelegt bleiben und höchstwahrscheinlich nicht ansatzweise belegbar sind, orientieren sich die so heraufbeschworenen gesellschaftlichen Konfliktlinien an festen Zugehörigkeitskriterien. Dies räumt Salzmann auch dadurch nicht aus, dass sie ihrer Allianz attestiert, „sich nicht nach sexuellen Präferenzen, Geschlechtsidentitäten oder Religionszugehörigkeit“ zu richten (ebd.). Schließlich wird in der Imagination des Feindbildes Jens Spahn offenbar, dass genau dies geschieht. Vielmehr noch wird offensichtlich, dass mit dieser Einordnung jegliche Errungenschaften der Homosexuellenbewegung diskreditiert und als vermeintliche Privilegien gegen

andere marginalisierte Gruppen ausgespielt werden. Es entsteht ein System aus Identitätskategorien, aus welchem sich für jede Position ein bestimmtes Maß an Privilegien ableiten lässt, welches dann die Grundlage für Kritik und Zugehörigkeit bildet. Der Widerspruch festgeschriebener Identitäten wird nicht aufgelöst, sondern einseitig reproduziert, was dem universalistischen Ziel des CRC entgegensteht.

Dieser Artikel zielt nicht darauf ab, die Existenz gegenwärtiger rassistischer und anderweitig diskriminierender Verhältnisse zu entschuldigen oder zu relativieren. Es wird vielmehr darauf verwiesen, dass zeitgenössische Adaptionen intersektionaler Politik ihr ursprüngliches Ziel zu verfehlen drohen bzw. ihrem ursprünglichen Ziel zuwiderlaufen. So wird das Konzept der Intersektionalität im hier diskutierten Beitrag des Sammelbandes nicht, wie durch das CRC vorgeschlagen, dazu genutzt, gesellschaftliche Ungleichheiten sichtbar zu machen und deren Überwindung zu fordern, sondern lediglich die Differenz betont und Einzelpersonen diffamiert. Dies hat zur Folge, dass die damit verbundenen Kämpfe an Radikalität und Schlagkraft einbüßen und konformistische, bisweilen autoritäre Züge annehmen. Es drängt sich die Frage auf, inwiefern die artikulierten Positionen, nicht schon längst als Teil eines politischen Mainstream-Diskurses gesehen werden können und sich dabei passgenau in die Logik und die Anforderungen, die

die postmoderne Gesellschaft an das Individuum stellt, einfügen.

Merkmale postmoderner Identitäten

Diese These hat Marcus Quent in seinem Essay „Kon-Formismen“ (2018) weiter ausgeführt. Der Autor geht davon aus, dass bestimmte Positionen, die einst im politischen Diskurs als subversiv galten, in die Anforderungslogik des neoliberalen Kapitalismus integriert wurden:

Einst widerständige Ausdrucksbedürfnisse sind bisweilen affirmativ geworden und gehen weitestgehend konform mit den Anforderungen des Kapitalismus, der eine bestimmte Form von Individualität stimuliert. (Quent 2018: 17)

Um zu verstehen, was Quent mit diesem Konformismus meint, gilt es zu bedenken, dass subversive Verhaltensweisen nicht nur in die institutionelle Ordnung integriert werden, sondern gleichzeitig eine „Umwandlung von kritischer Erkenntnis in dogmatische Glaubenssätze [stattfindet]“ (ebd.: 17). Damit ist gemeint, dass Fragmente der einst widerständigen Kritik im Diskurs durch ihre ständige Wiederholung normalisiert und gleichzeitig losgelöst von ihrem ursprünglichen kritischen Gehalt unhinterfragt übernommen werden. Diese Dynamik wurde auch von Luc Boltanski

und Ève Chiapello in „Der Neue Geist des Kapitalismus“ (2003) als zentrales Moment des Fortbestehens des Kapitalismus durch die neoliberale Aneignung von Kritik dargestellt. Die mangelnde Reflexion der Wandelbarkeit gesellschaftlicher Verhältnisse und damit auch der Position der Kritik wird auch bei Salzmann ersichtlich. Wie in ihrem Essay deutlich erkennbar wird, orientiert sie sich an festgefahrenen Kriterien, in denen die zulässigen Ausführungen menschlicher Subjektivität vorgegeben sind. Ein weiteres Beispiel dafür findet sich darin, dass sie das am Beispiel Jens Spahn bereits ausgeführte Argument ebenfalls auf die AfD-Politikerin Alice Weidel anwendet. Salzmann argumentiert, dass Weidel von den Anhänger*innen der AfD als lesbische Frau nur deshalb akzeptiert werde, weil sie deren Ressentiments bedienen würde (vgl. Salzmann 2018: 19). Es ist keine besondere Erkenntnis und auch schon lange empirisch nachgewiesen, dass Anhänger*innen einer Partei deren Vertreter*innen i.d.R. aufgrund ihrer Positionen oder persönlicher Sympathien wählen und sich andernfalls von diesen abwenden (vgl. Campbell 1980). Vielmehr stellt sich die Frage, wieso Weidels Sexualität für Salzmann so bedeutsam ist. Es fällt auf, dass die Argumentation Salzmanns demselben Mechanismus folgt, den sie zu kritisieren vorgibt. In Salzmanns Ausführungen wird die Erwartung an lesbische Frauen formuliert, bestimmte moralische Positionen zu vertreten, um sich nicht mit der

Mehrheitsgesellschaft gemein zu machen. Dass lesbische Frauen konservative oder, wie im Fall Weidel sogar rechtsextreme Positionen vertreten können, scheint durch die von Salzmann kolportierte Rezeption des Intersektionalitätskonzepts nicht anders erklärbar, als dass diese korrumpiert seien. Dies wird durch die Bezugnahme auf Hannah Arendt, welche folgendermaßen auch im interessierenden Artikel zitiert wird, unterstrichen:

Leider scheint es viel einfacher zu sein, menschliches Verhalten zu konditionieren und Menschen dazu zu bringen, sich auf völlig unvorhergesehene und entsetzliche Weise zu verhalten, als irgendjemanden davon zu überzeugen, aus der Erfahrung zu lernen, das heißt mit Denken und Urteilen beginnen, anstatt Kategorien und Formeln anzuwenden. (Arendt 2018, zit. nach Salzmann 2018: 20)

Unabhängig davon, dass dieses Zitat aus Arendts Essay „Was heißt persönlich Verantwortung in einer Diktatur?“ (2018) Reflexionen über eine Zeit beinhaltet, die

nicht unmittelbar mit den Zuständen in der heutigen Bundesrepublik vergleichbar ist, fällt auf, dass die Argumente des Zitates auch in Bezug auf Salzmanns Ausführungen Gültigkeit beanspruchen könnten. In genau dieser Feststellung erblickt Quent das Ende tatsächlicher Kritik, da die starre Fokussierung auf festgelegte Kriterien eine Stereotypisierung des eigenen Denkens bedeutet, welcher zwar eine vermeintliche kritische Haltung noch in sich trägt, aber in Wirklichkeit schon längst Teil eines neuen Konformismus geworden ist (vgl. Quent 2018: 18).

In diesem Prozess des Sich-Abarbeitens an institutionalisierten Kategorien wird Quent (2018) folgend offenbar, dass der politische Aktivismus, die ständige Erwartung an das Subjekt, sich in bekannten Schemata zu politisieren und sich politisch zu verhalten, einen Rückzug des Politischen markieren, indem dem Subjekt eine immer stärkere „Selbsteinschließung“ (ebd.: 19) abverlangt wird. Die sich vollziehende konformistische Identifikation mit vorgegebenen Kategorien steht schließlich einem Verständnis von Politik entgegen, welches darin begründet

” Die sich vollziehende konformistische Identifikation mit vorgegebenen Kategorien steht schließlich einem Verständnis von Politik entgegen, welches darin begründet liegt, etwas Neues und Anderes im menschlichen Zusammenleben zu gestalten.

liegt, etwas Neues und Anderes im menschlichen Zusammenleben zu gestalten. Vielmehr wird gerade durch die Kritiker*innen der Ordnung in penibelster Form auf deren Einhaltung geachtet (ebd.: 21). Insofern als das diese politische Subjektivierung im ständigen Ausdruck seiner selbst stets die Differenz betont, welche zum Kern der eigenen Identität wird, wird weiterhin deutlich, worum es in dem Werk geht: „Das zeitgenössische Subjekt, dass sich kritisch und progressiv gibt, terrorisiert sein soziales Umfeld und arbeitet doch immerfort nur an seiner Selbsterhaltung.“ (ebd.: 25)

Aus dieser Perspektive erscheint das ständige Betonen der Differenz in Form der Selbstrepräsentation als abweichende Lebensformen und den damit verbundenen besonderen Erfahrungswerten als ein untergründiger Wunsch nach Integration in die bestehende Ordnung bzw. als deren Voraussetzung (vgl. ebd.: 28). Diese Diagnose deckt sich auch mit der von Andreas Reckwitz (2017) in seinem Werk *„Gesellschaft der Singularitäten“*. Darin zeigt er auf, dass das spätmoderne Subjekt dem ständigen Zwang unterliegt, Authentizität auszustellen. Die erfolgreiche Selbstrepräsentation des *unternehmerischen Selbst* (Bröckling 2007) ist nicht nur darauf angewiesen stets eine kohärente Geschichte seiner Selbst zu erzählen und zu kuratieren, sondern darüber hinaus als besonders, als singular zu erscheinen, um den veränderten Valorisierungspraxen des

neoliberalen Kapitalismus zu entsprechen (vgl. Reckwitz 2017). Auf den Essay von Salzmann bezogen illustriert dieser auf interessante Weise eben jenen Prozess. Die Betonung differenter Lebensformen, welche ihre Identität jedoch stets im Rückbezug auf eine ihnen gegenübergestellte Kollektivität wie ‚die Mehrheitsgesellschaft‘ oder andere imaginierte Gemeinschaften beziehen, kann letztlich gar nicht anders als diese und gleichzeitig auch ihre eigene Marginalisierung zu reproduzieren und ist allem Anschein nach sogar darauf aus. Dies führt in eine Engführung des Diskurses, welcher Jens Spahn und seine Homosexualität als gewalttätig verleumdet, dieser in autoritärer Manier den Krieg erklärt und dabei insgeheim auf die Anerkennung durch die verhasste Mehrheitsgesellschaft hofft. Die Chance, Komplexität, vor allem in Form von Wandelbarkeit und Ambivalenz, von Identität anzuerkennen und damit eine Perspektive zu entwickeln, die sich vom Niveau der Reaktionäre abhebt, gerät mehr und mehr ins Hintertreffen.

Für eine intersektionale Unbestimmtheit

In Bezug auf die am Anfang formulierte Frage, inwiefern sich die in der aktuellen Rassismus-Debatte relevanten Akteur*innen auf den für ihre Analysen viel bemühten Ansatz der Intersektionalität beziehen, kann abschließend gefolgert werden, dass die hier vorgestellte populäre Adaption

des Ansatzes eine politische Praxis aus diesem ableitet, die sich bisweilen stark von den Ansprüchen der Begründerinnen unterscheidet. Diese Veränderung beruht, wie anhand des Beispiels aufgezeigt werden konnte, jedoch nicht auf einer theoretischen dem gesellschaftlichen Wandel angepassten Analyse, sondern vielmehr auf deren Verflachung und Reduzierung auf eine Hand voll Handlungsanweisungen, die dem politischen Subjekt einen einfachen Einstieg in den Aktivismus ermöglichen.

Es ist verständlich, dass aufgrund von entsetzlichen Vorkommnissen, wie etwa der brutalen Ermordung von George Floyd und auch bei anderen viel alltäglicheren Diskriminierungserfahrungen, das Bedürfnis nach politischem Handeln entsteht. Auch der Wut und dem Frust, die aus den eigenen Erfahrungen resultieren, so wie in *„Eure Heimat ist unser Alptraum“* geschehen, Raum zu geben, ist wichtig und nachvollziehbar. Mindestens genauso wichtig ist es jedoch auch, dabei nicht in reine Anerkennungsdiskurse zu verfallen, welche das Progressive im Sinne einer universalistischen Emanzipation aus den Augen zu verlieren drohen, indem sie mit dem Gegenstand ihrer Kritik – dem Partikularismus – in eins fallen. Eine solche Tendenz zeigt sich zum Beispiel auf besondere Weise in der breiten Rezeption des Begriffes des Klassismus, welcher die Diskriminierung von Menschen aufgrund ihrer vermeintlichen sozialen Herkunft

beschreibt (vgl.: Kemper/Weinbach 2021). Diesem analytischen Konzept, welches den Klassenbegriff zu ersetzen droht, liegt dabei die Annahme zugrunde, dass die unterprivilegierte soziale Position eines Subjekts als schützenswerte Identität zu verstehen ist und verstellt so den Blick auf die Historizität gesellschaftlicher Verhältnisse und deren Kritik. Wie Bini Adamczak in ihrem Werk *„Beziehungsweise Revolution“* von 2018 pointiert, muss diese Kritik in der Lage sein, dem Identifikationszwang, welcher dem Subjekt durch die heutige Gesellschaft abverlangt wird, auf eine Art und Weise zu begegnen, die sich eindeutig auf das von der Norm abweichende bezieht, diesem eine Berechtigung einräumt und gleichzeitig Uneindeutigkeit ermöglicht. Am Beispiel der Kategorie des sozialen Geschlechts lässt sich zeigen, dass durch die Ergänzung bzw. das zur Disposition stellen von eindeutigen Kategorien eine Sichtbarkeit gegenüber dem gesellschaftlichen Status Quo erzeugt werden kann. Der tatsächliche Anspruch dieser Kategorisierung des Abweichenden liegt – und hier zeigt sich die Gemeinsamkeit mit dem Combahee River Collective – darin, temporärer, schwankender Signifikant des Unbestimmten zu sein und so die Überwindung der sozialen Kategorie Geschlecht zu ermöglichen (vgl.: ebd.: 124). Das Subversive dieser Form von Kritik liegt darin, die Ambivalenz menschlicher Identitäten anzuerkennen und kulminiert bei Adamczak in Bezug

auf die Frage nach dem Geschlecht in dem Leitsatz: „*Wir wissen es nicht genau, aber es ist auch nicht so wichtig.*“ (ebd.) Dieser Anspruch einer universellen Uneindeutigkeit könnte Grundlage von etwas Gemeinsamen sein, was tatsächliche Differenz, tatsächliche Subjektivität und somit progressive Allianzen ermöglicht.

LITERATUR

Adamczak, Bini (2018): *Beziehungsweise Revolution. 1917, 1968 und kommende.* Berlin: Suhrkamp.

Arendt, Hannah (2018): *Was heißt persönliche Verantwortung in einer Diktatur?* München: Piper.

Aydemir, Fatma, Hengameh Yaghoobifarah (Hrsg.) (2018): *Eure Heimat ist unser Alptraum.* Berlin: Ullstein.

Boltanski, Luc, Ève Chiapello (2003): *Der neue Geist des Kapitalismus.* Konstanz: UVK Universitätsverlag Konstanz.

Bröckling, Ulrich (2007): *Das unternehmerische Selbst.* Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Campbell, Angus, Philip E. Converse, Warren E. Miller, Donald E. Stokes (1980): *The American Voter.* Chicago: University of Chicago Press.

Combahee River Collective (CRC) (1982): *A Black Feminist Statement.* In: Hull, Akasha/Bell-Scott, Patricia/Smith, Barbara (Hrsg.): *But Some of Us Are Brave. Black Women's Studies.* New York: Old Westbury: 13–23.

Crenshaw, Kimberlé (1989): *Demarginalizing the Intersection of Race and Sex: A Black Feminist Critique of Antidiscrimination Doctrine, Feminist Theory and Antiracist Politics.* In: *University of Chicago Legal Forum*, Jg. 89/1: 139–167.

Deutsche Welle (DW) (2020): *US-Repräsentantenhaus stimmt für Polizeireform* In: Deutsche Welle, 26. Juni 2020, online verfügbar unter: <https://www.dw.com/de/usrepr%C3%A4sentantenhaus-stimmt-f%C3%BCr-polizeireform/a-53950301> (abgerufen am 10.11.2021).

Kammler, Clemens, Rolf Parr, Ulrich Johannes Schneider (2014): *Foucault Handbuch. Leben-Werk-Wirkung.* Wiesbaden: Springer VS.

Kemper, Andreas, Heike Weinbach (2021): *Klassismus. Eine Einführung.* Münster: Unrast.

Kley, Christine (2013): *Intersektionalität, Macht und Herrschaft. Eine Diskussion der Ansätze von Amy Allen und Gudrun Axeli-Knapp.* In: Kallenberg, Vera/Meyer, Jennifer/Müller, Johanna (Hrsg.): *Intersectionality und Kritik. Neue Perspektiven für alte Fragen.* Wiesbaden: Springer VS: 197–219.

Quent, Marcus (2018): *Kon-Formismen. Die Neuordnung der Differenzen.* Leipzig: Merve.

Reckwitz, Andreas (2017): *Die Gesellschaft der Singularitäten.* Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Salzmann, Sasha Marianna (2018): *SICHTBAR.* In: Aydemir, Fatma/Yaghoobifarah, Hengameh (Hrsg.): *Eure Heimat ist unser Alptraum.* Berlin: Ullstein: 13–27.

ZUM AUTOR

Arthur Hoffmann, 26, hat im Bachelor Politikwissenschaft und Soziologie an der MLU Halle-Wittenberg studiert und studiert nun den Master Internationale Kriminologie an der Universität Hamburg. Zu seinen Interessengebieten gehören: Kritische Theorie, gesellschaftliche Grenzphänomene, kritische Kriminologie und politische Theorie.

Folgende Redaktionsmitglieder haben für diesen Beitrag in Review, Autor*innenbetreuung und Lektorat mitgearbeitet: **Daniel Bräunling, Hannah Lindner, Jan Schuhr, Tamara Schwertel und Veronika Riedl**

Mit den New Materialisms forschen

Ein Expertininterview mit Cornelia Schadler

geführt von Tamara Schwertel

57

SozMag: *Dein Buch „Vater, Mutter, Kind werden. Eine posthumanistische Ethnographie der Schwangerschaft“ (Schadler 2013) ist eine Pionierarbeit im Feld der neomaterialistischen Forschung. Wie bist Du zu dem Thema gekommen?*

Schadler: Ich habe mich vor meiner Dissertation bereits für nicht-hegemoniale Formen des Zusammenlebens interessiert und neben meiner Diplomarbeit in einem Projekt zu heterosexuellen Eltern und zu Vaterschaft gearbeitet. Ich hatte das Gefühl, ich würde das gern theoretisch anders angehen: Aus einer nicht-dualistischen Perspektive mit der Frage, warum sich die Norm-Form des zu Eltern-Werdens immer wieder reproduziert. Denn damals waren es etwa 90 Prozent der Eltern, die – zumindest statistisch – in einer gegengeschlechtlichen Zweierformation Kinder

bekommen haben, wobei die Statistik viele Familienformen nicht abbildet. Und es gibt für alle ganz viele Normen, die beim Kinder-Bekommen erfüllt sein sollen, die sehr rigide und fest sind und es gibt nicht viele Ausweichmöglichkeiten für werdende Eltern. Diese Perspektive fand ich sehr spannend und deswegen habe ich mir das Thema ‚Familie am Übergang zur Elternschaft‘ ausgesucht, das eigentlich schon viel erforscht ist. Ich wollte mit den *New Materialisms* [oder dt. Neue Materialismen] den Blick auf das Thema verfremden, denn ich war schon davor an postmodernen und poststrukturalistischen Theorien orientiert und interessiert. Zu diesem Zeitpunkt war zum Beispiel Donna Haraway, mit der ich gearbeitet habe, häufig noch unter der Chiffre Poststrukturalismus bzw. Postmodernismus eingeordnet, und der Begriff *New Materialisms* entstand hier gerade als

Abgrenzung zu diskursorientierten Forschungen und Perspektiven. Wichtig war wohl auch Karen Barads Buch „*Meeting the Universe Halfway*“ (2007), das ich zuerst gar nicht so ernst genommen habe, das mir erst durch meine Betreuerin Sigrid Schmitz richtig wichtig wurde. Der Poststrukturalismus und die New Materialisms haben zwar die gleiche prozessontologische Grundlage, aber die materiellen Differenzierungen wurden bei Letzteren wichtiger. Im Poststrukturalismus geht es mehr um Diskurse und die Definition von Diskursen. Bei den postmodernen Theorien gibt es einen stärkeren Fokus auf das Verschwimmen von Grenzen, das Einreißen von Grenzen und das Dekonstruieren. Bei den New Materialisms wurde nun der Versuch unternommen, diese anti-dualistische theoretische Basis nicht zu verändern, aber innerhalb dieser im Grunde stärker auf das Fixieren von Grenzen zu schauen und auch auf bestimmte Formationen. Nicht-dualistische Forschung war davor den postmodernen oder den poststrukturalistischen Theorien zugeordnet worden. Das hat sich zu diesem Zeitpunkt so ausdifferenziert, dass New Materialisms sich von poststrukturalistischen sprachorientierten Theorien abgrenzten, mit einem stärkeren Fokus auf Materialität, auf Grenzziehungsprozesse und bestehende Konfigurationen, die fixe – aber eben nicht ahistorische – Grenzen innerhalb von Prozessen haben. Also das war für mich das Interessante. In meiner Forschung waren es

die Normkonstellationen der Kleinfamilie, wie diese reproduziert werden und wie so eine Grenze über die Zeit erhalten und bestehen bleibt, wie kleine Verschiebungen stattfinden, aber die Normkonstellation der Kleinfamilie trotzdem stabil bleibt. Das war die Idee aus jetziger Sicht. Und ich hatte mit Rosi Braidotti (2002), Donna Haraway (2008), Karen Barad (2007) und progressiven Ethnomethodolog*innen wie Stefan Hirschauer (2004) eine super theoretische Basis, um dieses Problem anzugehen: Also etwas, was in der Familienforschung eigentlich viel erforscht ist – durch einen ganz anderen Theoriezugang – mit einem verfremdeten Blick zu betrachten.

SozMag: *Was haben die Verfremdungen für Deine Forschung bewirkt?*

Schadler: Also grundsätzlich war die Forschung zu diesem Thema zu diesem Zeitpunkt stark quantitativ – auch das hat sich in den letzten 15 Jahren geändert. Das heißt, damals hat eins einen Punkt vor der Elternschaft und einem Punkt nach der Elternschaft betrachtet und dann wusste eins, dass sich ganz viel über diesen bestimmten Zeitraum verändert hat. Die Eltern ändern ihre Werte, ihre Interessen, ihre Einstellungen, sie retraditionalisieren sich und der Prozess dazwischen war bislang eher eine Blackbox. Ich habe mich also gefragt, wie diese Veränderung passiert und wie sich Menschen, die vor dem Übergang zur Elternschaft tatsächlich

Cornelia Schadler

Cornelia Schadler ist Senior Lecturer am Institut für Bildungswissenschaft an der Universität Wien. Sie forscht zu neomaterialistischen Theorien und deren methodischen Umsetzungen, sowie zu Familiendefinitionen und Elternschaft. Sie hat 2011 an der Universität Wien (Soziologie) mittels eines DOC-Stipendiums der Österreichischen Akademie der Wissenschaften promoviert und war in dieser Zeit Gastwissenschaftler*in an der Johannes Gutenberg-Universität in Mainz, dem Centre for the Humanities in Utrecht und der Temple University in Philadelphia. Nach ihrer Promotion war sie Senior Researcher in einem FP7-Projekt („FamiliesAndSocieties“). Danach zwei Jahre Erwin-Schrödinger-Fellow an der Ludwig-Maximilians-Universität in München. Nach der Geburt ihres Kindes 2016 kehrte sie nach Wien zurück. 2017 war sie Mercator-Fellow am Graduiertenkolleg Doing Transitions der Goethe-Universität in Frankfurt am Main. Sie hat unter anderem in *Qualitative Research*, *Family Theory and Review*, *Current Sociology* und *Journal of European Social Policy* publiziert. Demnächst erscheint ein von ihr Co-Gast-edittierter Special Issue „Parenting, Polyamory and Consensual Nonmonogamy. Critical and Queer Perspectives“ in der Zeitschrift *Sexualities*.
cornelia.schadler@univie.ac.at



59

eine relativ egalitäre Einstellung gegenüber ihren Geschlechterrollen, der Care-Arbeit oder Ähnlichem haben, danach ganz anders leben und ganz anders denken. Diesen Prozess der kleinen Verschiebungen wollte ich nachvollziehen, was da passiert, dass am Ende Menschen rauskommen, die irgendwie noch die Gleichen sind, aber doch Andere. Im Nachzuzeichnen dieses Prozesses fiel mir auf, dass er anders war, das war kein bewusster Denkprozess und auch kein Prozess der Bedeutungsverschiebung. Ich habe es tatsächlich als einen

Prozess verstanden, in dem die Individuen fortlaufend neu materiell-diskursiv konfiguriert werden und trotzdem gleichbleiben. Das hat mich interessiert. Es ging also nicht darum, diese Veränderungen als Geschichte zu erzählen, darüber wie sich Deutungsmuster ändern und anderes Handeln produzieren und auch nicht darum, wie Strukturen sich ändern und deswegen Denken und Handeln sich ändern. Sondern im Zentrum stand ein Prozess der kleinen Mikroverschiebungen, die dann andere und doch gleiche Menschen produzieren.

” Es ging mir darum, Methoden, die ich schon kenne, einfach zu wiederholen und anders zu wiederholen, mit anderen Fragen und mit einem anderen Blick.

60

SozMag: *Du warst eine der allerersten im deutschsprachigen Raum, die begonnen hat, empirisch neomaterialistisch zu forschen. In dem Prozess ist ein sehr schöner und außerordentlich spannender method(olog)ischer Text von Dir entstanden „Enactments of a new materialist ethnography: methodological framework and research processes“ (Schadler 2019). Wie bist Du damals methodisch vorgegangen und wie hast Du Deinen Ansatz entwickelt?*

Schadler: Vorneweg, ganz wichtig war, dass ich für meine Dissertation, als auch in meiner Postdocphase jeweils Stipendien für drei Jahre hatte, wo ich, natürlich im Rahmen eines Antrags, aber mehr oder weniger machen konnte, was ich wollte, solange Publikationen dabei rauskamen. In meiner Dissertation und auch danach in meiner Postdocphase, in der ich mit diesen Theorien an vielfältigen Familienformen weiter geforscht hab, war es so, dass es wenig Methodik gab, an der ich mich orientieren konnte. Es gab zwar

ethnomethodologische und ethnografische Zugänge, bei denen ich das Gefühl hatte, ich kann Dinge verwenden, aber es war auch nicht das, was ich brauchte. Gleichzeitig existierte auch innerhalb der Theorietradition der New Materialisms eine gewisse Ablehnung gegenüber empirischer Forschung. Ich war zum Beispiel in Kontakt mit Rosi Braidotti, die eine Zeit lang dafür gewesen ist, dass ich eine rein theoretische Dissertation schreibe, weil sie der Meinung war, dass Empirie in der Tradition keinen Sinn ergibt, weil diese inhärent dualistisch agiert, und empirische Methoden eher überwunden werden sollten. Ganz viele, die auch mit diesen Theorien forschen, sind zu postqualitativen Methoden übergegangen, was die Verbindung von kunstvoll basiertem Forschen und postmodernem Schreiben meint. Da gibt es auch großartige Forschung. Ich war aber an einem Punkt, an dem ich das Gefühl hatte, dass ich schon in irgendeiner Form eine analytische Arbeit schreiben möchte, auch aufgrund der Konventionen in dem Feld, in dem ich mich bewegt habe. Postqualitativ zu forschen hätte meinen Weg im Feld der Familienforschung erschwert und ich wollte Ergebnisse haben, die innerhalb dieses Feldes noch kommunizierbar sind. Also wenn schon eine ganz andere Theorie, dann sollen die Ergebnisse wenigstens noch vermittelbar sein. So habe ich mir dann im Laufe der Zeit einfach Methoden zurechtgelegt, die zum Teil auch schon auf dem basierten,

was ich an qualitativen Methoden kannte, mit dem Versuch, das einfach in einen sozusagen anderen Apparat einzuspannen, das dann zu konfigurieren und auch Grenzzerschiebungen vorzunehmen. Es ging mir darum, Methoden, die ich schon kenne, einfach zu wiederholen und anders zu wiederholen, mit anderen Fragen und mit einem anderen Blick. Das kam dadurch, dass ich diese theoretischen Grundlagen von Haraway und Braidotti hatte, denen allen eine antidualistische und prozessontologische Grundlage gemein ist, also die Annahme, dass Dinge erst im Prozess entstehen. Dies wirft aber auch Fragen und Probleme in der Forschungspraxis auf. Denn jeder Forschungsprozess ist schon Teil eines Prozesses, und deswegen sind wir eigentlich alle schon ausdifferenzierte Entitäten mit Grenzen. Das heißt aus dieser theoretischen Perspektive ist nicht *einfach* eine komplette Revolution der Forschungswelt möglich oder ein Aussteigen daraus, sondern eventuell nur ein Wiederholen und Verschieben. Was ich dann eben gemacht habe, ist, mich teilweise an dem Standardmethodenrepertoire der qualitativen Forschung zu orientieren, um zu schauen: Kann ich das aus meiner theoretischen Perspektive verschieben? Kann ich den Blick auf Materialitäten anders setzen? Kann ich die Daten anders organisieren, sodass es zu meiner Theorie passt? Welche anderen Fragen kann ich in der Analyse an das Material stellen, damit es zu meiner Theorie passt?

SozMag: *Wie können wir diese Verschiebungen beforschen, wenn wir uns nicht die Entstehung anschauen können?*

Schadler: Aus der Theorie heraus ist es so, dass es ohne Grenzziehungsprozesse quasi keine Definitionen gäbe, dass alles ein großes, waberndes Nichts wäre. Die Grenzziehungsprozesse schaffen erst die einzelnen Entitäten und produzieren auch die Möglichkeit, sich als Entität zu verstehen, schaffen die Handlungsfähigkeit und den Handlungsraum von Entitäten. Entitäten werden immer in diesen Prozessen figuriert, mit allen anderen Entitäten gleichzeitig. Also theoretisch wird so alles gleichzeitig geschaffen und ständig weiter definiert. Empirisch leben wir aber immer schon in einer ausdifferenzierten Welt, in der es Raum und Zeit gibt. Das heißt, wir können nicht die Zeit zurückdrehen oder an irgendeinen anderen Punkt in unserer Welt springen, sondern wir leben empirisch in einer ausdifferenzierten Welt, die für uns auch historisch ausdifferenziert ist. Wir können also fragen, wo bestehende Grenzziehungsprozesse sind, die weitere Grenzziehungsprozesse mitbestimmen. Diesen Sprung muss eins in der Analyse ständig machen, vom Theoretischen ‚Alle Entitäten werden gleichzeitig ausdifferenziert‘, zum Empirischen ‚Wir leben immer schon in der ausdifferenzierten Welt und sind Teil dieser kleinen Verschiebungen‘. Wir haben also empirisch bereits einen historisch ausdifferenzierten Prozess.

SozMag: *In den qualitativen Methoden wird immer wieder der Status von Vorwissen diskutiert. In der ersten Grounded Theory Generation oder auch in hermeneutischen Ansätzen sollen Forschende ohne Vorwissen – als Tabula rasa – ins Feld gehen (z.B. Oevermann, Glaser & Strauss), wohingegen sich die zweite Generation der Grounded Theory (z.B. Charmaz) oder auch die dokumentarische Methode (Bohnsack, Pzyborsky & Wohlrab-Sahr) Vorwissen zu Nutzen macht. Wenn alles schon ein ausdifferenzierter Prozess ist, welche Rolle spielt dann Vorwissen in Deiner Forschung?*

Schadler: Eins kann sich beides zunutze machen, weil wir diesen Sprung zwischen Theorie und Empirie machen müssen. Theoretisch geht es um die Frage der Entstehung: Wie entstehen zu einem bestimmten Zeitpunkt gerade diese Kategorien? Könnte eins es mit einer gewissen Blickverschiebung ganz anders sehen? Und gleichzeitig ist es gar nicht möglich, dass wir als ausdifferenzierte Wesen ohne Vorwissen in unsere Forschung reingehen können. Diese Vorstellung ist unmöglich und in diesem Spannungsverhältnis verläuft dann diese Analyse. Versucht wird also, die theoretische Brille aufzusetzen, mit dem gleichzeitigen Wissen, dass unvoreingenommenes Wissen unmöglich ist und auch mit dem Wissen, dass die Kontrolle des Forschungsprozess nur bedingt vom Forschungsprozess ausgeht – zumindest theoretisch. Denn empirisch empfinde

ich mich natürlich in Kontrolle meiner Forschung. Theoretisch werde ich im Forschungsprozess erst als Forschungssubjekt figuriert. Empirisch bin ich der Meinung, dass ich mir diese Forschung ausgesucht habe und ich auswähle, was ich erforsche.

SozMag: *Oftmals wird den New Materialisms nachgesagt, dass sie sich dem Subjekt entledigen möchten und nicht mehr mit Menschen forschen. In Deinen Vorträgen betont Du jedoch häufig, neomaterialistische Forschung heißt nicht ohne Subjekt zu forschen. Welche Rolle spielt das Subjekt also?*

Schadler: Es ist wichtig, dass sich New Materialisms oder Posthumanismen nicht auf das Leben nach dem Menschen, sondern nach der humanistischen Theorie beziehen. Sie beruhen auf einer anti-humanistischen Theorie. Humanistische Theorie ist aus dieser Perspektive definiert als eine Theorie, die dem Menschen von vornherein bestimmte Eigenschaften zuschreibt. Mensch ist demnach von Natur aus vernünftig, deswegen kann er* sie einen bestimmten Status von Rationalität erreichen, was dann dazu führt, dass Mensch in einer bestimmten Art und Weise handelt. Oder Mensch hat eine gewisse Fähigkeit von kommunikativer Verarbeitung oder Mensch hat eine bestimmte genetische Voraussetzung, weswegen Mensch auf diese oder jene Weise handelt. Das wäre aus dieser neomaterialistischen Vorstellung heraus eine humanistische Theorie. Die

”

Die Posthumanismen versuchen Menschen als Entitäten zu definieren, die erst im Prozess ihre Eigenschaften erhalten, also nicht von vornherein als vernünftig bestimmt oder mit bestimmten genetischen Voraussetzungen gesetzt werden.

Posthumanismen versuchen Menschen als Entitäten zu definieren, die erst im Prozess ihre Eigenschaften erhalten, also nicht von vornherein als vernünftig bestimmt oder mit bestimmten genetischen Voraussetzungen gesetzt werden. Das heißt im Gegenzug aber nicht, dass Menschen nicht vernünftig denken können oder, dass Menschen keine Gene haben, sondern wir leben schon in einer ausdifferenzierten Welt und das sind einzelne Komponenten, die Menschen definieren können. Es gibt aber auch noch viele andere und keine dieser Komponenten wäre jetzt jener Faktor, der von vornherein am wichtigsten ist. Wir haben in vielen Theorien ein Element, das Menschsein bestimmt, ob es das Gen ist oder die Vernunft ist oder die Fähigkeit, Bedeutungen herzustellen. Es gibt in vielen Theorien ein Element, das menschliches Verhalten am meisten prägt. In den New Materialisms gibt es den Versuch, das nicht von vornherein zu setzen, sondern alle Komponenten, die es in anderen Theorien gibt, schon auch einzubeziehen, vielleicht auch in deren Zusammenspiel zu sehen, aber zu schauen, wann wird welche Komponente wirksam oder wichtig oder auch nicht. Also es ist völlig klar: Ich lebe in

einer Welt, in der es Menschen und auch Grenzen zu anderen Spezies gibt. Aber die entscheidenden Fragen sind: Wie sind diese entstanden? Warum gibt es die? Warum gibt es die genau in dieser Form? Und auch was Menschen betrifft: Warum gibt es Einteilungen von Menschen? Warum gibt es die genau in dieser Form? Warum sind die fest und fix und an anderen Stellen nicht? Das sind die Fragen, die mich in meiner Forschung interessieren.

Sozmag: *Häufig wird diskutiert, was die New Materialisms ausmacht. Ein Streitpunkt ist die Frage nach der Notwendigkeit eines feministischen Unterbaus der New Materialisms. Wie verstehst Du diese Strömung?*

Schadler: Die Autorinnen, die ich verwende, kommen alle explizit aus einem queer feministischen Umfeld und ordnen sich als Third Wave Feministinnen ein. Feministisch in dem Sinne heißt, dass Grenzziehungen hinterfragt werden mit dem Ziel, auch Grenzziehungen zu verschieben, aber auch mit dem Wissen, dass diese Grenzen nicht einfach umgeworfen werden können. Es ist viel Arbeit, diese Verschiebungen

herzustellen und gleichzeitig in den Forschungen zu sehen, dass bestimmte Formationen erhalten bleiben. Zum Beispiel am Übergang zur Elternschaft kann man sehen, wie viele Prozesse am Laufen sind, um diese Grenzen klassischer traditioneller binärer Geschlechtermodelle zu erhalten und wie viel Arbeit die Verschiebung dieser Grenzsetzungsprozesse ist. In diese beiden Richtungen des Forschen geht es. Die Grenzziehungsprozesse voranzutreiben, die Veränderung ermöglichen; die vielen Geschlechter aufzeigen, die Grenzen vielleicht auch ein bisschen einreißen können oder neue Definitionen entstehen lassen und auch zu zeigen, welche Prozesse immer noch im Gange sind, die Bestehendes konservieren und aufrechterhalten. Von dem her ist das explizit eine queer feministische Perspektive.

SozMag: *Veränderung ist in dem Sinne sehr schwierig zu erreichen.*

Schadler: Genau, Veränderung ist nicht einfach durch eine Revolution zu erreichen. Eine Sichtweise wäre, wenn wir plötzlich anders denken, ist unser Leben auf einmal auch anders. Oder wenn wir unsere Strukturen radikal verändern, dann ändern sich die Menschen auch radikal. Das ist aus der Perspektive der New Materialisms weniger möglich, sondern es braucht diese kleinen Schritte der Verschiebungen und das ist das Ziel aus dieser theoretischen Perspektive. Also es gibt in den New Materialisms keine

Vorstellung von Revolution und morgen oder übermorgen ist alles schlagartig anders, sondern es braucht wirklich diese kleinen Schritte ständiger Verschiebungen, erst dadurch wird Veränderung möglich.

SozMag: *Welche Rolle spielt Intersektionalität in den New Materialisms?*

Schadler: Einige Theoretiker*innen würden ja sagen, dass New Materialisms immer schon *intersectional* sind, weil es keine theoretische Vorstellung von puren Kategorien gibt, sondern es gibt Grenzziehungsprozesse, die Kategorien erst entstehen lassen (z.B. Braidotti und Barad). Aber Entstehungsprozess heißt, dass alle Entitäten immer mit allen anderen verbunden sind. Manche New Materialisms werfen den Intersektionalitätstheorien vor, dass diese zu stark von bestehenden Kategorien ausgehen, die sich dann übereinanderlegen oder vielleicht verschränken. Auch werfen manche Neomaterialist*innen Sozialkonstruktivist*innen vor, dass diese die materiellen Bedingungen von Kategorien nicht ernst genug nehmen und natürlich, dass diese repräsentationalistisch und dualistisch denken. Die Frage ist, ob das tatsächlich so einfach ist. Denn auch die Intersektionalitätstheorien sind ja extrem divers und manchmal gibt es auch triftige Gründe sich auf spezifische Ungleichheitskategorien zu fokussieren. Es gibt auch nicht *die* Intersektionalitätstheorie, denn es gibt es materialistische, sozial-

konstruktivistische und poststrukturalistische Ansätze. Die poststrukturalistischen Ansätze sind dann schon wieder relativ nahe an dem was, viele New Materialisms machen. Es gibt zu allen Ansätzen durchaus Verbindungen. Auch der Wunsch der Wissenschaftler*innen, ein progressives Projekt voranzutreiben, Ungleichheitsverhältnisse zu analysieren und durch diese Analyse eine andere Welt zu schaffen oder mitzuhelfen, eine andere Welt zu schaffen ist eine Gemeinsamkeit. Deswegen finde ich es nicht gut, eine Kontroverse aufzubauen, wenn die Ziele ähnliche sind. Ich glaube, dass sich New Materialisms auch gut eignen, um mit anderen Intersektionalitätstheorien zusammenzuarbeiten. Denn *gender, race and class* sind fixe und komplexe, miteinander verwobene, in Bedeutungszusammenhängen verankerte Kategorien, die schwer zu umgehen sind. Der interaktionistische Zugang zeichnet hier zum Beispiel sehr gut grundlegende Strukturen nach. Neomaterialistische Ansätze ordnen Deutungsstrukturen in ganz viele andere Prozesse ein, wie Diskurse, Forschungskonventionen, räumliche

Gegebenheiten, ökonomische Strukturen, Mikropraktiken vor Ort, die dann ein bestimmtes Jetzt an einem bestimmten Ort konfigurieren und auch da Menschen voneinander abgrenzen oder spezifische Menschen konfigurieren. Ich finde Kritik zwischen den Ansätzen durchaus produktiv und ich finde es in der Lehre auch wichtig, dass Studierende die Unterschiede zwischen theoretischen Zugängen erkennen, aber gleichzeitig sind gute Arbeiten aus allen theoretischen Richtungen und eine gute Zusammenarbeit wichtig.

SozMag: *Wie würdest Du die weitere Entwicklung der New Materialisms einschätzen? Autor*innen wie Donna Haraway entwickeln die Theorie fortlaufend weiter, verschieben diese und es ändert sich fortlaufend viel. Wie gehst Du damit um und wie entwickelt sich womöglich auch Deine Forschung?*

Schadler: Ich habe mir die Brille irgendwann angeeignet und ich habe auch gemerkt, dass es Verschiebungen in meiner Arbeit gibt, die mir nicht mehr auffallen:

” Neomaterialistische Ansätze ordnen Deutungsstrukturen in ganz viele andere Prozesse ein, wie Diskurse, Forschungskonventionen, räumliche Gegebenheiten, ökonomische Strukturen, Mikropraktiken vor Ort, die dann ein bestimmtes Jetzt an einem bestimmten Ort konfigurieren.

Ich verwende beispielsweise Theorien anders als ich es vor 15 Jahren gemacht habe und es ist schwierig, dass mir das auffällt, wenn ich das nicht mit anderen bespreche. Deswegen ist es auch schwierig, Grenzen und mögliche Verschiebungen zu definieren. Das müssen dann andere machen. Ich könnte mir durchaus vorstellen, dass sich irgendwann rausstellt, dass es doch praktisch ist, sich von vornherein auf eine einzige Komponente zu konzentrieren, die für einen gewissen Gegenstand maßgeblich ist. Wohin sich meine Arbeit entwickelt ist, diese Festigkeit ernster zu nehmen, auch in Richtung einer positivistischen Festigkeit mit poststrukturalistischem Unterbau und der theoretischen Definition, dass alles andauernd ausdifferenziert wird, aber die Welt gleichzeitig relativ fix ist. Das ist eine Sache, die ich im Moment spannend finde, also das Erforschen möglicher Verbindungen zwischen differenzierten positivistischen Denkansätzen sowie neomaterialistischen und poststrukturalistischen Ansätzen. Denn schon jetzt und mit der Dauer wird sich zeigen, dass auch die neomaterialistische Perspektive ihre Einschränkung hat. Ich bin schon gespannt, wie es weitergeht und wie sich die New Materialisms weiterentwickeln.

SozMag: *Vielen Dank für das Gespräch!*

LITERATUR

Barad, Karen (2007): *Meeting the Universe Halfway: Quantum Physics and the Entanglement of Matter and Meaning*. Durham: Duke University Press.

Braidotti, Rosi (2002): *Metamorphoses: Towards a Materialist Theory of Becoming*. Cambridge: Polity Press.

Collins, Patricia Hill (1986): *Learning from the Outsider Within: The Sociological Significance of Black Feminist Thought*. In: *Social Problems*, Jg. 33/6: 14–32. DOI: <https://doi.org/10.2307/800672>

Haraway, Donna (2008): *When species meet*. Minneapolis: University of Minnesota Press.

Hirschauer, Stefan (2004): *Praktiken und ihre Körper. Über materielle Partizipanden des Tuns*. In: Hörning, Karl/Reuter, Julia (Hrsg.): *Doing Culture. Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis*. Bielefeld: transcript: 73–91.

Schadler, Cornelia (2013): *Vater, Mutter, Kind werden. Eine posthumanistische Ethnografie der Schwangerschaft*. Bielefeld: transcript.

Schadler, Cornelia (2019): *Enactments of a New Materialist Ethnography: Methodological Framework and Research Processes*. In: *Qualitative Research*, Jg. 19/2: 215–230.

Das Interview wurde von **Tamara Schwertel** geführt und von **Andreas Schulz** und **Luisa Bischoff** lektoriert.

MAGAZIN FÜR STUDIERENDE UND SOZIOLOGIEINTERESSIERTE

SOZIOLOGIE
MAGAZIN
Publizieren statt archivieren

SONDERHEFT 6

2021

Von Rätseln, Widersprüchen und Reflexionsblockaden

Auseinandersetzungen mit Ansätzen der Kritischen
Theorie für eine reflexiv-empirische Sozialforschung

Herausgegeben von Luki Schmitz,
Birgit Blättel-Mink und Patrick Mayer

Sonderheft | 2021 | E-Journal: www.soziologiemagazin.de

Außerdem: Vorwort der Redaktion | Editorial von Luki Schmitz, Birgit Blättel-Mink und
Patrick Mayer (Herausgeber*innen) | Literatur zum Thema



**NEUES SONDERHEFT
JETZT ONLINE VERFÜGBAR**

www.soziologiemagazin.de

WISSENSCHAFTLICHES SCHREIBEN



Gender-Publication-Gap im Soziologiemagazin

Was tun?

von Veronika Riedl, Marlene Müller-Brandeck, Tamara Schwertel und Luisa Bischoff

69

Der vorliegende Beitrag zeichnet eine Reflexion innerhalb des Soziologiemagazins nach, die auf die Feststellung eines *Gender-Publication-Gaps* folgte. Die Redaktion wollte mittels einer Umfrage erfahren, wie es zu fehlenden Einreichungen von Frauen* kommt, welche redaktionsinternen Veränderungen es braucht, um sich mit dem Gender-Publication-Gap auseinanderzusetzen und welche Maßnahmen zu einer Verbesserung führen könnten. In diesem Beitrag werden die Resultate der Leser*innen- und Einreichendenbefragung mit Hinblick darauf vorgestellt, welche Gründe dem Ungleichgewicht zugrunde liegen und der Reflexionsprozess und die Diskussionen innerhalb der Redaktion nachvollzogen. Auf Basis der Ergebnisse und der Reflexion wurden die hier vorgestellten konkreten Maßnahmen abgeleitet, die den Frauen*-Anteil unter den Autor*innen erhöhen sollen. So sollen zukünftig Anforderungen an die Autor*innen transparenter formuliert und Informationen über Unterstützungsangebote stärker kommuniziert werden. Außerdem wurden Ansprechpersonen für Gleichstellung eingesetzt und die Idee für das vorliegende Heft entwickelt.

abstract

Schlagwörter

Gender-Publication-Gap; Redaktionsarbeit; Nachwuchswissenschaft;
Wissenschaftliches Publizieren; Ungleichheit

Fehlende Einsendungen von Frauen*

Es ist hinlänglich bekannt, dass Frauen*¹ in der Wissenschaft weniger berufliche Aussichten als Männer* haben. Die Gründe dafür sind vielfältig: strukturelle Ungleichheiten wie die ungleiche Verteilung von Care-Arbeit, sozialisierte Rollenübernahmen oder diskriminierende Strukturen in der Wissenschaft. Studien zeigen etwa, dass Frauen* nach der Promotion häufiger ihre wissenschaftliche Laufbahn beenden, eine geringere Chance auf Professuren haben und in wissenschaftlichen Diskursen weniger präsent sind als ihre männlichen* Kollegen (vgl. Jaksztat 2017; LeFeuvre et al. 2018). Das Phänomen der *Leaky Pipeline*² beschreibt, dass der Frauen*anteil mit höherer wissenschaftlicher Qualifikationsebene sinkt. Dies hält sich bis heute hartnäckig – obwohl Frauen* unter den Studienabsolvent*innen im tertiären Bildungssektor mittlerweile in der Überzahl sind (vgl. Gemeinsame Wissenschaftskonferenz 2020). Auch bei der Anzahl an Publikationen ist ein Geschlechter-Ungleichgewicht zu beobachten (vgl. Jaksztat 2017; Larivière et al. 2013; Shen et al. 2018). Frauen* veröffentlichen nicht nur seltener, sie werden auch seltener zitiert. Die Wirkmechanismen ähneln dabei den zuvor beschriebenen Mustern. Hinzu könnte kommen, dass Frauen* ihre Forschungsergebnisse zurückhaltender präsentieren als ihre männlichen* Mitstreiter (vgl.

Lerchenmueller et al. 2019). Die geringere Publikationsrate hat sich während der Corona-Pandemie nochmals verstärkt. Für verschiedene Fachrichtungen und Qualifikationsebenen wurde bereits gezeigt, dass mit der Pandemie eine nachweisliche Retraditionalisierung der Geschlechterverhältnisse einsetzte, die eine geschlechtergerechte Aufgabenverteilung von Haus- und Care-Arbeit verhindert (vgl. Rusconi et al. 2020; King/Frederickson 2021; Villa 2020).

Für uns, die Redaktion des *soziologiemagazin e.V.*, sind diese Phänomene von Relevanz, weil auch wir bereits in den Jahren vor der Pandemie weniger Einreichungen von Frauen* erhalten und weniger Texte von Autorinnen* veröffentlicht haben. Der Mittelwert des Frauen*anteils beläuft sich auf circa 30 Prozent der Publikationen in den letzten zehn Jahren. Betrachtet man allein die letzten fünf Hefte (Heft #20 bis #24), sinkt der Anteil von Autorinnen* sogar auf acht Prozent. Dieser Befund hat in unserer Redaktion Diskussionen ausgelöst, in denen wir beschlossen haben, uns mit diesem Phänomen gezielt auseinanderzusetzen.

Als Studierende, die Teil des Soziologiemagazins sind, kennen wir die Herausforderungen, die mit dem Einstieg in wissenschaftliche Praxis und dem Publizieren erster Texte verbunden sind. Auch deshalb haben wir es uns zur Aufgabe gemacht, Studierenden und

Nachwuchswissenschaftler*innen einen Einblick in das wissenschaftliche Publizieren zu ermöglichen und eine Plattform zu bieten, durch die bereits im Studium eine Teilhabe an wissenschaftlichen Diskursen möglich wird. Dabei ist es uns wichtig, allen gleiche Chancen auf diese Teilhabe zu gewähren. Wir haben deshalb einige Maßnahmen innerhalb der Redaktion ergriffen, um den *Gender-Publication-Gap* im Soziologiemagazin besser verstehen zu können, die Ursachen nachzuvollziehen und potenzielle Gegenmaßnahmen zu finden. Von diesem Prozess wollen wir euch in diesem Reflexionsbeitrag berichten.

Reflexion unserer Redaktionsarbeit

Die Feststellung fehlender Einsendungen von Autorinnen* war Auslöser für intensive Diskussionen innerhalb der Redaktion. Dies führte dazu, dass wir einige Aspekte unserer Redaktionsarbeit in Frage stellten und begannen, über mögliche Verbesserungen zu reflektieren. Die Redaktion selbst besteht zu 50 Prozent aus Frauen* und versucht, durch eine in Bezug auf Geschlecht ausgeglichene Vorstandsbesetzung selbst Geschlechtergerechtigkeit

zu gewährleisten. Umso mehr überraschte und besorgte es uns, wie sehr das Verhältnis in der Autor*innenschaft davon abweicht. Woran kann es liegen, dass wir so wenige Beiträge von Frauen* erhalten?

Zuerst versuchten wir nachzuvollziehen, an welchem Punkt des Publikationsprozesses das Ungleichgewicht das erste Mal auftaucht. Dabei stellten wir fest, dass es sich nicht auf die Selektion im Review-Prozess zurückführen lässt: Wir erfahren erst nach dem anonymen Review-Verfahren, wer die Verfasser*innen der Texte sind. So werden unter anderem geschlechtsbezogene Verzerrungseffekte vermieden. Das Ungleichgewicht hatte seine Ursprünge also schon vor diesem Schritt. Wir stellten fest, dass bei drei der letzten fünf Hefte *keine* der Einsendungen von Frauen* verfasst wurde.

Wir konnten also bereits ausschließen, dass die Ursache des *Publication-Gaps* durch eine verzerrte Auswahl der eingesendeten Beiträge zustande kommt. Vielmehr besteht die Schieflage schon vor der Einsendung, weshalb wir uns folgende Frage stellten: Bewerben wir unsere Calls for Papers auf Kanälen, die tendenziell eher von Männern* genutzt werden? Ein kurzer Blick auf die Statistiken unserer Facebook-

”

Die Feststellung fehlender Einsendungen von Autorinnen* war Auslöser für intensive Diskussionen innerhalb der Redaktion.

99

Was können wir konkret tun, um diesem Ungleichgewicht entgegenzuarbeiten und den *Gender-Publication-Gap* zu schließen?

72 seite erlaubte uns, auch diese Vermutung zu entkräften. 61 Prozent unserer circa 18.500 Abonnent*innen auf Facebook sind Frauen* (Stand 01. September 2021). Wer unsere Calls tatsächlich sieht, lässt sich leider nicht abschätzen. Der Frauen*anteil unter unseren Autor*innen ist also gerade mit Blick auf diese hohe Anzahl von Abonnentinnen* verblüffend gering. Wenn es auch nicht an der Informationsverbreitung liegt, woran dann?

Es wurde deutlich, dass wir Fragen zum *Gender-Publication-Gap* hatten, die wir nicht einfach innerhalb der Redaktion und nur mit dem Fokus auf unsere eigene Arbeit beantworten konnten. Warum ist unser Angebot für manche niedriger-schwelliger als für andere? Was sind die Beweggründe unserer Leser*innen, bei uns Texte einzusenden, beziehungsweise *nicht* einzusenden? Welche Rolle spielen die Themen der Calls? Was können wir konkret tun, um diesem Ungleichgewicht entgegenzuarbeiten und den *Gender-Publication-Gap* zu schließen?

Wir entschieden uns dafür, dass nur unsere Leser*innen und damit potenzielle Autor*innen uns diese Fragen beantworten können. Deshalb haben wir eine Online-Umfrage konzipiert, um eure Meinungen einzuholen. Wir wollten unsere Reflexion durch die Überlegungen, Erfahrungen und Kritik unserer Leser*innen erweitern und auf die Problematik aufmerksam machen. Wir möchten euch an dieser Stelle für eure zahlreiche Teilnahme und eure ausführlichen Antworten danken.

Vorstellung der Umfrage

Unsere Online-Umfrage, die vom 21. Dezember 2020 bis zum 31. Januar 2021 lief, wurde von 96 Personen gültig ausgefüllt. Neben soziodemografischen Fragen nach Geschlecht, Alter, Studienlevel und -fach, Erstsprachen, Bildungsabschluss der Eltern und Migrationserfahrung, konzentrierten wir uns auf die Erfahrungen und möglichen Hürden im Einreichungsprozess sowie auf eventuell moderierende Aspekte wie der Zeitaufwand für Arbeits- und Bildungstätigkeiten. Hier flossen unsere Vorüberlegungen und erste Hypothesen zur Erklärung des *Gender-Publication-Gap* im Soziologiemagazin ein.

Um uns jedoch nicht nur auf diese ersten und notwendigerweise unvollständigen Erklärungsansätze zu beschränken, erweiterten wir unseren Fragebogen um

offene Fragen. Die Fragen zielten darauf ab, Erklärungen der Umfrage-Teilnehmenden für das Ungleichgewicht bei den Einsendungen abzufragen („Woran kann es deiner Meinung nach liegen, dass deutlich mehr Texte von Männern* bei uns eingereicht werden als von Frauen*?“). Außerdem konnten konkrete Verbesserungsvorschläge für die redaktionelle Arbeit des Soziologiemagazins geäußert werden („Was kann das Soziologiemagazin konkret machen, um der Geschlechterungleichheit und anderen Ungleichheiten bei den Einsendungen entgegenzuarbeiten?“). Eine weitere Frage bot die Möglichkeit, Vorschläge für zukünftige Call-Themen zu machen („Welche Call-Themen würdest du dir für die nächsten Hefte wünschen?“). Denn wir vermuteten auch in den Themen der Calls eine mögliche Ursache für die fehlenden Einsendungen von Frauen*.

82 Prozent der Umfrageteilnehmer*innen identifizierten sich bei der offenen Frage³ zu ihrem ‚Geschlecht‘ als weiblich, 18 Prozent als männlich. Keine weiteren Geschlechter wurden genannt. Was die Altersverteilung betrifft, lag der Mittelwert bei 30 Jahren, der Median bei 29 Jahren. 13,5 Prozent der Teilnehmenden waren zum Zeitpunkt der Umfrage für einen Bachelorstudiengang eingeschrieben (hauptsächlich im Fach Soziologie, aber auch in der Sozialen Arbeit, den Sozialwissenschaften und den Politikwissenschaften). 36,5 Prozent der Befragten waren Masterstudierende in

Soziologie, den Erziehungswissenschaften, Sozialwissenschaften und weiteren gesellschaftswissenschaftlichen Studienfächern. 22,9 Prozent promovierten zum Zeitpunkt der Umfrage. Auch hierbei war Soziologie die am häufigsten angegebene Studienrichtung. Ihr Studium abgeschlossen hatten 24 Prozent der Befragten. Nur 2,1 Prozent gaben an, weder aktuell ein Studium zu verfolgen, noch in der Vergangenheit studiert zu haben.

Vorschläge für die Redaktionsarbeit

In diesem Reflexionsbeitrag wird vorgestellt, welche Überlegungen die Vorschläge der Umfrage-Teilnehmenden in der Interpretationsgruppe und in der gesamten Redaktion ausgelöst haben und welche Maßnahmen wir diskutiert und umgesetzt haben. Eine Arbeitsgruppe bestehend aus vier Redaktionsmitgliedern kodierte die Antworten zunächst offen und fasste dann die wichtigsten thematischen Punkte zusammen, um anschließend ausgewählte konkrete Überlegungen und Vorschläge in der Redaktionssitzung zu präsentieren und zur Diskussion zu stellen. Von der Redaktion unterstützte Vorschläge wurden direkt umgesetzt oder werden in Zukunft implementiert. Nach einer Vorstellung der zentralen Punkte der Analyse wird insbesondere auf diesen Reflexionsprozess und die gesetzten Maßnahmen eingegangen.

Im Folgenden werden die Vorschläge der Umfrage-Teilnehmenden unter den Stichworten *Heftinhalte*, *Bewerbung*, *Einreichungsprozess & Betreuung* sowie *gezielte Maßnahmen* vorgestellt, die Diskussion ausgewählter Anregungen in der Redaktion kurz zusammengefasst und die geplanten oder bereits umgesetzten Maßnahmen vorgestellt.

Heftinhalte

Da das Verfassen wissenschaftlicher Artikel von den Befragten als sehr voraussetzungsvoll empfunden wird, wurde von den Umfrage-Teilnehmenden vorgeschlagen, auch *andere (Text-)Formate und Publikationsmöglichkeiten* zu fördern, die eine niedrigere Schwelle der Veröffentlichung haben, wie zum Beispiel Blog-Beiträge. Als mögliche andere Formate wurden zudem Kommentare und Diskussionsbeiträge genannt. Wir halten dies für einen wichtigen Hinweis, sehen hier allerdings nicht die Lösung des Problems. Schließlich soll der Publikationsprozess beim Soziologiemagazin die Möglichkeit geben, erste Erfahrungen im wissenschaftlichen Publizieren zu sammeln. Ein Ausweichen auf andere Formate mag den Prozess also niedrigschwelliger machen, verfehlt aber aus unserer Sicht den Zweck unseres Vorhabens, Nachwuchswissenschaftler*innen Einblicke in das Publizieren wissenschaftlicher Texte zu bieten. Wir sehen jedoch das Potential anderer Formate: Das

Verfassen von Blogbeiträgen oder Ähnlichem könnte dazu ermutigen, auch einen Heftbeitrag einzureichen. Für zukünftige Calls wurde daher überlegt, die Anforderungen weiter zu öffnen, um deutlich zu machen, dass wir auch Beiträge anderen Formats – beispielsweise grafische Essays, wie in unserem Konsum-Heft (2018) – ins Soziologiemagazin aufnehmen.

Auch die *Wahl der Call-Themen* wurde in den Antworten als mögliche Ursache der wenigen Einreichungen von Frauen* angesprochen, da, wie eine*r der Teilnehmenden vermutet, „die Themen der Hefte vielfach eher in Forschungsbereichen liegen, in denen überproportional Männer vertreten sind“. Es wurde empfohlen, Calls zu Themen zu verfassen, „für die sich eher Frauen* interessieren“ bzw. zu Themen, „zu denen beide Geschlechter gleich viel Bezug haben“. An der Call-Erstellung sollte zudem ein diverses Team beteiligt sein, um so auch verschiedene Geschlechter anzusprechen. Da die Themen-Vorschläge zwar innerhalb der Redaktion gesammelt, die Auswahl des Call-Themas letztendlich jedoch auf Facebook durch Abstimmung der Leser*innen erfolgt, haben wir als Redaktion in der Regel wenig Einfluss darauf, welches Thema sich schlussendlich durchsetzt. Die Themenwahl des vorliegenden Heftes stellt, wie wir später noch erläutern werden, eine Ausnahme dar. Wir einigten uns in der Redaktion jedoch darauf, zukünftig darauf zu achten, dass

der Call for Papers von einem paritätisch besetzten Team verfasst, reviewed und lektoriert wird und dass auch das Team für die Heftkoordination möglichst paritätisch besetzt ist. In unserer internen Diskussionsrunde wurde zudem vorgeschlagen, die Vernetzung mit externen studentischen Gruppen zu fördern, um den Call auch von Personen, die nicht in der Redaktion involviert sind, gegenlesen zu lassen und über deren Kanäle verbreiten zu können.

Im Sinne einer ‚positiven‘ Diskriminierung wurde in der Umfrage vorgeschlagen, ein Heft *ausschließlich mit Beiträgen von Autorinnen** zu erstellen. Das heißt, dass ein Heft nicht nach Themen ausgeschrieben wird, sondern nach den schreibenden Gruppen (Frauen*, Queere Personen, Menschen mit Migrationserfahrung), die die Themen ihrer Beiträge selbst wählen. Dieser Vorschlag wurde nach langer Diskussion in der Redaktion vorerst abgelehnt, da die Befürchtung aufkam, dass dieses Vorgehen das Gegenteil des beabsichtigten Effektes bewirken könne. Denn keinesfalls wollen wir den Eindruck erwecken, die Redaktion müsse ‚Qualitätsabstriche‘ machen oder die Einreichungskriterien lockern, um Autorinnen* einzubinden. Außerdem ist es für die Integrität des Soziologiemagazins als wissenschaftliches Nachwuchsmagazin wichtig, die Texte vornehmlich nach inhaltlichen Kriterien auszuwählen, und nicht ausschließlich nach soziodemografischen Merkmalen der Autor*innen.

Bewerbung und Verbreitung der Calls

Weitere Vorschläge können unter dem Schlagwort *Bewerbung* zusammengefasst werden. Hinsichtlich der Verbreitung der Call for Papers war den Umfrage-Teilnehmenden wichtig, *Frauen* (und andere Gruppen, die in unserer Autor*innenschaft unterrepräsentiert sind) explizit anzusprechen* und sie gezielt aufzufordern, einen Beitrag einzureichen. Wir haben basierend auf diesem Vorschlag verschiedene Formulierungen diskutiert und uns darauf geeinigt, in zukünftigen Calls und den Hinweisen für Autor*innen auf unserer Webseite folgenden Zusatz hinzuzufügen: *Das Soziologiemagazin legt Wert auf Chancengleichheit und Diversität. Wir ermutigen daher insbesondere Frauen* und Personen, die einer in der Nachwuchswissenschaft unterrepräsentierten Gruppe zugehörig sind, zu einer Einsendung.* Mehrmals angesprochen wurde auch, dass eine *bessere Verbreitung der Calls* in verschiedenen Kanälen wünschenswert wäre. Dies umfasst das Verbreiten auf Plattformen, die insbesondere Frauen*/andere marginalisierten Gruppen nutzen, wie beispielsweise Frauen*- und Queer-Referate. Auch kam der Vorschlag, an Fachschaften und Professor*innen den Call zu schicken, mit der Bitte, dass diese den ‚Ermutigungs-Gedanken‘ weitertragen sollen. Der Wunsch nach mehr Vernetzung wird auch von den Redaktionsmitgliedern geteilt und wird,

insofern unsere Zeitressourcen dies zulassen, in Zukunft stärker verfolgt.

Im Rahmen der Umfrage wurde außerdem vorgeschlagen, darauf aufmerksam zu machen, dass verschiedene, sich eventuell widersprechende kritische Perspektiven innerhalb eines Hefts abgebildet werden sollen. Hinsichtlich der sprachlichen Ebene wurde der Vorschlag unterbreitet, auf bildungssprachliche Ausdrücke zu verzichten und Call-Themen verständlicher zu formulieren.

Einreichungsprozess und Betreuung

In den Antworten der Umfrageteilnehmer*innen wurde häufig *mehr Transparenz* und präzisere Kommunikation vor allem im Einreichungsprozess gefordert. Diese Vorschläge seitens der Umfrageteilnehmer*innen verdeutlichen, dass die gewünschte Niedrigschwelligkeit des Soziologiemagazins in manchen Punkten noch ausbaufähig ist, bzw. dass bereits bestehende Maßnahmen und Bemühungen noch stärker kommuniziert werden sollten. Die Leser*innen würden sich unter anderem wünschen, dass die Anforderungen an die Einreichungen konkret genannt werden und dass die Transparenz der Auswahlkriterien im Review gestärkt wird. Durch klare Kommunikation der Anforderungen, so die Meinung einiger Umfrage-Teilnehmer*innen, könnte die

Hemmschwelle weiter gesenkt werden „indem klar kommuniziert wird, dass nicht komplettes Fachwissen gefragt ist, sondern ‚studentisches‘ Wissen ausreicht“. Zudem, so ein*e Befragte*r, könnte eine ausführliche Anleitung zur Einreichung bzw. eine Übersicht über den Verlauf des Veröffentlichungsprozesses auch in audiovisueller Form online gestellt werden. Wir haben auch diese Vorschläge redaktionsintern diskutiert und sie als Anlass genommen, die [Hinweise für Autor*innen](#) und unseren [Styleguide](#) auf unserer Website zu überarbeiten und klarer zu strukturieren. Die Beschreibung des Veröffentlichungsprozesses sowie unserer Auswahlkriterien ist nun klarer und bewusst ermutigend formuliert und durch Hinweise über unser Unterstützungsangebot ergänzt. Zudem verweisen wir neuerdings auf unseren Beitrag „[How to make a Soziologiemagazin](#)“ (Schulz et al. 2019), der für all jene von Interesse ist, die mehr über die Redaktionsarbeit hinter den Kulissen erfahren möchten.

Ein weiterer wichtiger Punkt war der *Aufbau von Betreuungs- und Unterstützungsangeboten* allgemein sowie speziell für im nachwachswissenschaftlichen Feld unterrepräsentierte Personen. Zu den in dieser Kategorie zusammengefassten Vorschlägen zählt die Idee eines Mentoring Programms „Frauen unterstützen Frauen“ und die gezielte Ermutigung und Unterstützung im Publikationsprozess für Frauen* sowie für Menschen mit Migrationserfahrung.

So schlägt ein*e Umfrageteilnehmer*in vor, allgemein „mehr Betreuung an[zu] bieten, sodass bereits universitäre Seminararbeiten eingereicht werden können, die dann im begleiteten Prozess und mit mehr zeitlichen Kapazitäten zu Beiträgen für das Magazin bearbeitet werden“. Die Betreuung sollte sich jedoch nicht nur auf die Ausarbeitung des Beitrags beschränken, sondern einen Raum bieten, in dem auch Zweifel angesprochen werden können: Studierende sollen „sich durch [unsere] Ansprache ermutigt fühlen, etwas zu wagen, sich verstanden fühlen in ihren Zweifeln“. Um die Hemmschwelle spezifisch für Frauen* zu senken, wurde vorgeschlagen, gezielte Unterstützungsangebote für Frauen* zu entwerfen, die unter anderem auf dem Austausch von Erfahrungen unter Frauen* basieren und dem Schaffen von weiblichen* Vorbildern dienen sollen: „Frauen müssen publizieren, Frauen müssen andere Frauen dazu ermutigen. Vielleicht Frauen gezielt einladen. Vielleicht Frauen Schreibworkshops veranstalten. Irgendeine andere Art des Trittleiterprinzips.“ Wir legen in der Redaktion großen Wert auf eine intensive Peer-to-Peer-Betreuung und unterstützen die Autor*innen im Überarbeitungsprozess von der Einsendung bis zu Veröffentlichung. Die Autor*innen erhalten Einblicke in den Veröffentlichungsprozess sowie ein gründliches Feedback zu Inhalt und Aufbau ihres Textes, Wissenschaftlichkeit und Schreibweise. Dabei bemühen wir uns um

Transparenz und legen die [redaktionellen Prozesse vom Peer-Review bis zur Veröffentlichung](#) offen. Die Diskussion der Ideen der Umfrage-Teilnehmenden führte uns vor Augen, dass nicht nur bestehende Unterstützungsangebote, sondern auch zusätzliche unterstützende Maßnahmen notwendig sind. Die Einrichtung einer Anlaufstelle für Gleichstellungsfragen, die später im Detail präsentiert wird, ist hierfür einen ersten Schritt.

Die Einrichtung von Unterstützungsstrukturen für Frauen* muss nicht zwingend vom Soziologiemagazin allein ausgehen, sondern kann, wie bereits angedeutet, auch in *Kooperationen* mit Unigruppen, Instituten und Forschungseinrichtungen geschehen, so die Idee der Umfrage-Teilnehmenden. Auf diese Weise sollen nicht nur Zweifel an den eigenen Fähigkeiten gemildert werden, sondern auch die Belastung, welche für Frauen* höher eingeschätzt wird, reduziert werden: „Mehr Unterstützungsangebote schaffen, die es ermöglichen, dass auch Frauen*, welche zusätzliche Aufgaben wie Care-Arbeit haben, eine Einreichung erleichtert wird. Ggf. könnten auch Frauen* gezielt angesprochen werden oder mit Universitäten/ Forschungseinrichtungen kooperiert werden, sodass Frauen* beispielsweise hier Unterstützung erfahren könnten.“ (Zitat sprachlich geglättet) Wir halten dies für eine gute Idee, um Zweifel an den eigenen Fähigkeiten zu mildern und Belastungen

zu reduzieren und sind daher auf der Suche nach Kooperationsmöglichkeiten. Kooperationen mit Seminargruppen für die Herausgabe von Sonderheften haben sich bereits in der Vergangenheit als sehr fruchtbar erwiesen.

Mit dem Aspekt Zeit eng verbunden ist die Forderung nach einer *Ausdehnung der Einreichungsphase*, also nach einer frühzeitigen Publikation der Calls. Die Umsetzung dieses Vorschlags wurde in der Redaktion als schwierig eingestuft, da die Heftphase aus verschiedenen Gründen ohnehin oft in die Länge gezogen wird und wir eine weitere Verzögerung der Veröffentlichung vermeiden wollen. Vorstellbar wäre jedoch, zusätzlich zur kommunizierten Deadline bewusst eine Verlängerung des Calls einzuberechnen, um auf diese Weise Spielraum für Autor*innen mit eingeschränkten Zeitressourcen bieten zu können. Ein weiterer Vorschlag, der von einem*einer Umfrage-Teilnehmer*in geäußert wurde, macht deutlich, dass nicht alle Leser*innen über den Einreichungs- und Reviewprozess des Soziologiemagazins informiert sind: Die Person schlug vor, Einsendungen zu anonymisieren. Die Anonymisierung ist im Rahmen unseres Reviews durch die Redaktion und durch den Wissenschaftlichen Beirat für uns eine Selbstverständlichkeit. Gleichwohl zeigt sich hier erneut, dass wir unser Vorgehen transparenter darstellen und kommunizieren könnten und sollten.

Gezielte Maßnahmen: Quoten & Co

Insgesamt gab es im Rahmen der Umfrage zahlreiche Vorschläge dazu, Barrieren herabzusetzen oder insgesamt den Zugang zum Soziologiemagazin niedrigschwelliger zu gestalten, ohne jedoch konkrete Maßnahmen zu nennen. Eine gezielte Maßnahme, hinsichtlich der bei den Befragten Uneinigkeit herrschte, ist das *Einführen einer Quote*. Die Gegner*innen argumentieren, dass das Geschlecht keinen Einfluss auf die Auswahl der Artikel ausüben sollte, sondern nur deren Qualität. Die Befürworter*innen vertreten hingegen die Meinung, dass eine im Call erwähnte Quotenregelung mehr Frauen* oder auch Personen mit Migrationserfahrung (direkt) ansprechen und zur Einreichung ermutigen würde. Die Umsetzung wurde in unserer Redaktion vielfältig diskutiert, von der probeweisen Quoteneinführung bis hin zu Heften, die, wie oben bereits beschrieben, nur Artikel von Autorinnen* enthalten. In unserer Redaktion ergab sich hinsichtlich der Frage, ob eine Quote eingeführt werden soll, ein ähnliches, zunächst ablehnendes Fazit, wie bereits zur Idee der Veröffentlichung eines Heftes mit Beiträgen von ausschließlich Autorinnen* (siehe oben).

Teilnehmende der Umfrage schlugen die gezielte Förderung der Entstehung von *role models*, mit denen sich potentielle Autor*innen identifizieren können und

” Die Vorschläge [...] lösten in der Redaktion des Soziologiemagazins einen Reflexionsprozess aus, der noch nicht abgeschlossen ist und dies vielleicht auch nicht wird, sondern zukünftig stetig unsere Arbeit begleiten wird.

sich so eher (zu)trauen, einen Text einzureichen, vor, um der Unterrepräsentation von Frauen* in der Wissenschaft und somit auch in unserem Heft entgegenzuwirken. Es wurde daher mit den Redaktionsmitgliedern der Vorschlag diskutiert, für die nächsten Hefte die an die Beiträge angehängten Kurzbiographien der Autor*innen zu erweitern und den Schreibprozess und den Bezug zum Thema darzustellen. Dies entspricht dem Vorschlag einer*eines Umfrage-Teilnehmenden: „kurze biografische Vorstellung der Paper-Autor*innen (Studium, Publikationserfahrung, wie sind sie bei der Erstellung und Einreichung der Paper vorgegangen)“. Auf diesem Weg sollen Vorbilder geschaffen und der Schreib- sowie Publikationsprozess transparenter und somit zugänglicher werden. Allerdings gibt es bezüglich dieses Vorschlags in der Redaktion noch weiteren Diskussionsbedarf, da diese Maßnahme auch eine abschreckende Wirkung entfalten könnte, wenn die vorgestellten Autor*innen beispielsweise viel Erfahrung vorzuweisen haben.

Ein weiteres Anliegen der Umfrage-Teilnehmenden war die Sensibilisierung und die *Schaffung eines stärkeren*

Problembewusstseins bei der Leser*innen-schaft bezüglich sozialer Ungleichheiten im Wissenschaftsbetrieb. Bereits die Umfrage selbst sende ein empowerndes Signal, so ein*e Befragte*r. Die Umfrage sowie diesen Reflexions-Beitrag sehen wir als Redaktion somit als ersten Schritt, um diese Problematik im nachwachswissenschaftlichen Diskurs stärker in den Fokus zu rücken. Damit in Verbindung zu bringen sind auch jene Vorschläge der Teilnehmenden, die für *mehr Forschung* hinsichtlich der Gründe für den *Gender-Publication-Gap* plädieren. Dies impliziert auch eine Wissensgenerierung dazu, ob auch andere Plattformen und Publikationsmedien ähnliche Beobachtungen und Erfahrungen machen, wie wir dies tun. Mehr Forschung, so die Annahme der Befragten, würde wiederum das Problembewusstsein erhöhen.

Aller Anfang ist ... ein Anfang

Die Vorschläge, die im Rahmen der offenen Frage gesammelt wurden, lösten in der Redaktion des Soziologiemagazins einen Reflexionsprozess aus, der noch nicht abgeschlossen ist und dies vielleicht

auch nicht wird, sondern zukünftig stetig unsere Arbeit begleiten wird. Zwar wurden einige Maßnahmen bereits umgesetzt, viele Details müssen jedoch noch konkret diskutiert werden und Zeitressourcen für die Etablierung verschiedenster Unterstützungsangebote gefunden werden. Um aber doch einige Maßnahmen vorzustellen, die sich konkret aus der Umfrage und den anschließenden Diskussionen in der Redaktion ergeben haben, werden wir hier exemplarisch auf die Einrichtung einer Anlaufstelle für Gleichstellungsfragen sowie die Themenwahl des vorliegenden Intersektionalität-Heftes eingehen.

Nachdem wir auf das Problem des *Gender-Publication-Gaps* aufmerksam wurden, haben wir uns dazu entschlossen, in der Redaktion [Ansprechpersonen für Gleichstellung](#) zu etablieren. Die Idee war dabei, Unterstützungsangebote für Personen zu schaffen, die in der Nachwuchswissenschaft unterrepräsentiert sind. Auch Nachwuchswissenschaftler*innen, die Care-Arbeit verrichten und daher mit besonders knappen Zeitressourcen umgehen müssen, beraten die Ansprechpersonen gerne. Sie können zudem vertraulich kontaktiert werden, falls Einreichende mit der Betreuung unzufrieden sind oder sie sich von Ansprachen des Soziologiemagazins diskriminiert fühlen. Außerdem sollen die Ansprechpersonen auch über die Umfrage hinaus einen Reflexionsprozess innerhalb der Redaktion verstetigen – daher haben

sie insbesondere ein offenes Ohr für weitere Verbesserungsvorschläge oder Kritik an der Redaktionsarbeit. Das Amt soll ein Zeichen an die Leser*innenschaft senden, dass für das Soziologiemagazin eine inklusive Redaktionsarbeit wichtig ist und diese aktiv unterstützt wird. Alle Anfragen behandeln die Ansprechpersonen vertraulich. Insbesondere werden innerhalb der Redaktion des Soziologiemagazins keine Informationen ohne Einverständnis weitergegeben. Die Ansprechpersonen für Gleichstellung und Diversität sind unter der Email-Adresse gleichstellung@soziologiemagazin.de erreichbar.

Ausgehend von unseren Reflexionen zum Thema Ungleichheiten in Wissenschaft haben wir uns als Redaktion dazu entschlossen, das Heft 24 mit dem Titel *„Dechiffrierungen von Unterdrückung – Interdisziplinäre Zugänge zur Intersektionalität“* auszuschreiben. Das vorliegende Heft widmet sich also einer breiteren Diskussion der Verschränkungen verschiedener Ungleichheitskategorien. Anders als sonst üblich haben wir das Thema für Heft #24 nicht auf unserer Facebookseite zur Abstimmung gestellt. Auch wenn wir diese Art der Themenfindung in Zukunft beibehalten wollen, war es uns in diesem Fall wichtig, das in der Redaktion vieldiskutierte Thema aufzugreifen und in ein Heft zu gießen. Die Anzahl der eingereichten Artikel war unerwartet gering. Auch zu diesem Thema, das in letzter Zeit wieder

” [W]ir [sehen] im Hinterfragen unserer eigenen Arbeit einen ersten Schritt, um uns selbst und Nachwuchswissenschaftler*innen generell für dieses Thema zu sensibilisieren und im entsprechenden Verändern unserer Arbeit zumindest im Kleinen die Hürden für Einreichungen zu minimieren.

vermehrt Aufmerksamkeit erfahren hat, reichten weniger Frauen* als Männer* ein.

Abschlussreflexion

Mehr Selbstkritik, weniger Unterstützung durch das private und akademische Umfeld, Zeitmangel durch Care-Arbeit, *mental load* und geringere Karriereorientierung: Die von den Umfrage-Teilnehmenden geäußerten möglichen Gründe für die geringe Anzahl der von Frauen* für das Soziologiemagazin eingesendeten Artikel sind vielfältig und adressieren verschiedene Ebenen gesellschaftlicher Ungleichheitsstrukturen. Natürlich wissen wir, dass strukturelle Ungleichheiten im Wissenschaftssystem, hartnäckige Stereotype, die Orientierung an ‚männlichen*‘ Biografien, ungleiche Verteilung von Care-Arbeit und weitere Faktoren nicht in einem kurzen Zeitraum und nicht durch vereinzelte redaktionelle Entscheidungen aus den Angeln gehoben werden können. Ungeachtet dessen sehen wir im Hinterfragen unserer eigenen Arbeit einen ersten Schritt, um uns selbst und

Nachwuchswissenschaftler*innen generell für dieses Thema zu sensibilisieren und im entsprechenden Verändern unserer Arbeit zumindest im Kleinen die Hürden für Einreichungen zu minimieren. Wir hoffen, dass unsere Angebote angenommen werden und auf lange Sicht erfolgreich dazu beitragen können, das Ungleichgewicht in der Autor*innenschaft des Soziologiemagazins aufzuheben. Durch die intensive Betreuung durch Redaktionsmitglieder auf dem Weg zur Veröffentlichung soll der von den Umfrage-Teilnehmenden angesprochene Zeitmangel abgefedert und etwaige Zweifel aus dem Weg geräumt werden. Die Ansprechpersonen für Gleichstellung sollen in diesem Zusammenhang als weitere Anlaufstelle fungieren, die nicht nur während, sondern auch bereits vor einer Einreichung für Fragen zur Verfügung stehen sowie Anregungen und Kritik aus der Autor*innen- und Leser*innenschaft sammeln.

Darüber hinaus wollen wir weiterhin – beispielsweise durch weitere Reflexionsbeiträge oder im Bespielen unserer

Social-Media-Kanäle – auf bestehende Ungleichheiten in der wissenschaftlichen Praxis aufmerksam machen und für Phänomene wie den hier im Fokus stehenden *Gender-Publication-Gap* sensibilisieren. Die Problematik kann jedoch nicht hinreichend verstanden und Ungleichheiten nicht beseitigt werden, wenn die Diskussion nicht auch andere, eng verbundene strukturelle Probleme des Wissenschaftsbetriebs einbezieht, insbesondere die prekären Arbeitsbedingungen in der Nachwuchswissenschaft. Hier ist eine breitere Diskussion von Nöten, die das Geschlechter-Ungleichgewicht vor dem Hintergrund des intensiven Wettbewerbs um akademische Stellen, Befristungen und Publikationsdruck beleuchten.

Abschließend ist es uns ein Anliegen, euch einzuladen, weiterhin eure Erfahrungen, Anregungen und Kritik mit uns zu teilen. Eine ausführlichere Analyse der Umfrageergebnisse sowie weitere Rückmeldungen unserer Leser*innenschaft werden in eine Ausgabe unserer Publikationsreihe „Soziologische Fragmente“ einfließen. Hier sollen nicht nur die Einschätzungen der Umfrage-Teilnehmenden hinsichtlich der Ursachen für den *Gender-Publication-Gap* in den (Sozial-)Wissenschaften näher vorgestellt werden, sondern auch vorsichtige Schlussfolgerungen aus den Zusammenhängen zwischen verschiedenen Benachteiligungen und den Einreichungshürden gezogen werden.

¹ Wir haben uns für die Schreibweise *Frauen** entschieden, um die Konstruiertheit von binären Geschlechterkategorien zu verdeutlichen.

² Beteiligungszahlen und Statistiken zu *Frauen** in der europäischen Wissenschaft können hier in den sogenannten ‚She-Figures‘ eingesehen werden: <https://www.euburo.de/fif-statistik.htm> (abgerufen am 10.10.2021)

³ Der Operationalisierung der Variable „Geschlecht“ im Fragebogen ging eine längere Diskussion voraus. Wir sprechen uns gegen ein unreflektiertes Abfragen dieser Variable in Fragebögen aus und wollten auch deshalb keine vorgefertigten Kategorien vorgeben. Die Formulierung als offene Frage ermöglicht es den befragten Personen eine möglichst selbstbestimmte Antwort zu geben. Auf diese Weise konnten wir auf die Vorgabe von zwangsläufig vereinfachenden und unzureichenden Kategorien verzichten.

LITERATUR

Gemeinsame Wissenschaftskonferenz (GWK) (2020): Chancengleichheit in Wissenschaft und Forschung. 24. Fortschreibung des Datenmaterials (2018/2019) zu Frauen in Hochschulen und außerhochschulischen Forschungseinrichtungen. Nr. 69. Bonn: Gemeinsame Wissenschaftskonferenz, online verfügbar unter: https://www.gwk-bonn.de/fileadmin/Redaktion/Dokumente/Papers/GWK-Heft-69_Chancengleichheit_in_Wissenschaft_und_Forschung_24_Fortschreibung_des_Datenmaterials_zu_Frauen_in_Hochschulen.pdf (abgerufen am 06.11.2021).

Jakszat, Steffen (2017): Geschlecht und wissenschaftliche Produktivität. Erklären Elternschaft und wissenschaftliches Sozialkapital Produktivitätsunterschiede während der Promotionsphase? In: Zeitschrift für Soziologie, Jg. 46/5: 347–361. DOI: <https://doi.org/10.1515/zfsoz-2017-1019>

King, Molly M., Megan E. Frederickson (2021): The Pandemic Penalty. The Gendered Effects of Covid-19 on Scientific Productivity. In: Socius, Jg. 7: 1–24. DOI: <https://doi.org/10.1177/23780231211006977>

Larivière, Vincent, Chaoqun Ni, Yves Gingras, Blaise Cronin, Cassidy R. Sugimoto (2013): Bibliometrics. Global gender disparities in science. In: Nature, Nr. 504: 211–213. DOI: <https://doi.org/10.1038/504211a>

LeFeuvre, Nicky, Pierre Bataille, Sabine Kradolfer, Maria del Rio Carral, Marie Sautier (2018): The gendered diversification of academic career paths in comparative perspective. In: Murgia, Annalisa/Poggio, Barbara (Hrsg.): *Gender and Precarious Research Careers. A Comparative Analysis*. London: Routledge: 50–80.

Lerchenmueller, Marc J., Olav Sorenson, Anupam B. Jena (2019): Gender Differences in How Scientists Present the Importance of Their Research. *Observational Study*. In: *BMJ*, Nr. 367: l6573. DOI: <https://doi.org/10.1136/bmj.l6573>

Rusconi, Alessandra, Nicolai Netz, Heike Solga (2020): Publizieren im Lockdown. Erfahrungen von Professorinnen und Professoren. In: *WZB Mitteilungen*, Dezember 2020, Nr. 170: 24–26.

Schulz, Andreas, Hendrik Erz, Veronika Riedl (2019): How to Make a Soziologiemagazin. In: *Soziologiemagazin*, Jg. 12/2: 94–101. DOI: <https://doi.org/10.3224/soz.v12i2.08>

Shen, Yiqin Alicia, Jason M. Webster, Yuichi Shoda, Ione Fine (2018): Persistent Underrepresentation of Women's Science in High Profile Journals. In: *bioRxiv*: 275362. DOI: <https://doi.org/10.1101/275362>

Villa Braslavsky, Paula-Irene (2020): Corona-Krise meets Care-Krise. Ist das systemrelevant? In: *Leviathan*, Jg. 48/3: 433–450. DOI: <https://doi.org/10.5771/0340-0425-2020-3-433>

ZU DEN AUTOR*INNEN

Veronika Riedl, MA, hat Soziologie an der Universität Innsbruck, an der Université Paris Descartes und an der Université du Québec à Montréal studiert. Sie verknüpft u. a. Ansätze der Stadt-, Raum- und Wohnsoziologie mit Perspektiven auf Dimensionen sozialer Ungleichheit.

Marlene Müller-Brandeck, M.A., hat Soziologie und Philosophie an der LMU München studiert. Sie ist wissenschaftliche Mitarbeiterin im DFG-Forschungs-

projekt „Gesellschaftliche Andockstellen für Flüchtlinge - eine inklusionstheoretische Studie“ und promoviert zu Selbsterzählungen über soziale Ungleichheit. Ihre Interessen liegen in soziologischer Theorie, Ungleichheitsforschung, Biografieforschung und Migrationssoziologie.

Tamara Schwertel, M.A., hat Soziologie, Politikwissenschaften und Philosophie an der Goethe-Universität in Frankfurt studiert. Aktuell promoviert sie über das Verfahren der Tiefen Hirnstimulation. Ihre Forschungsschwerpunkte sind Gesundheits- und Medizinsoziologie, Wissenschafts- und Technikforschung und Methoden der Sozialforschung. Soziale Ungleichheit in Bildung und Forschung sind für sie wichtige Themen.

Luisa Bischoff, M.A., hat an der Goethe-Universität in Frankfurt am Main Soziologie und Skandinavistik studiert. Sie promoviert momentan zum Übergang in die Partner*innenlosigkeit im höheren Lebensalter im DFG-Graduiertenkolleg „Doing Transitions“. Paar- und Familiensoziologie, Mixed-Methods-Methodologie sowie Alter(n)s- und Ungleichheitsforschung sind unter anderen ihre Forschungsschwerpunkte.

Der Beitrag wurde von **Dominik Dauner**, **Michelle Helmkamp** und **Luisa Bischoff** lektoriert.



AUS DER
REDAKTION

MACH MIT!

... im Redaktionsteam

Eine E-Mail genügt! Wir suchen stets neue Gesichter mit frischen Ideen. Aktuell brauchen wir Unterstützung insbesondere für das Lektorat, den Satz, die Autor*innenbetreuung sowie für die Durchführung von Interviews für unseren YouTube-Channel.

Wenn ihr nicht zum ständigen Redaktionsteam gehören wollt, gibt es die Möglichkeit, uns im Rahmen des Kuratoriums (bzw. Freund*innenkreises) mit Rat und Tat zur Seite zu stehen.

... als Autor*in in unserem Magazin

Schickt uns zu unserem aktuellen Call4Papers eure wissenschaftlichen Artikel. Außerdem nehmen wir in unseren Serviceteil „Perspektiven“ gerne auch Rezensionen, Tagungsberichte, Interviews oder andere soziologische Inputs mit auf.

... als Blogger*in

Schickt uns eure Ideen für Rezensionen aktueller soziologischer Bücher, eigene soziologische Blog-Beiträge oder Interview-Vorschläge an: [redaktion\[at\]soziologiemagazin.de](mailto:redaktion[at]soziologiemagazin.de)

Meldet euch bei uns oder leitet einen Hinweis auf uns in eurem soziologisch interessierten Umfeld weiter. Wir freuen uns!

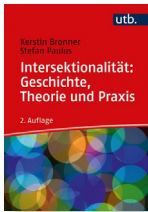


Literatur zum Thema

Buchempfehlungen der Redaktion

von *Andreas Schulz*

86

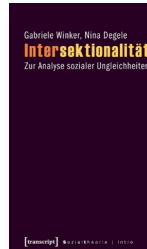


Intersektionalität:

Geschichte, Theorie
und Praxis (2. Aufl.)

von Kerstin Bronner und
Stefan Paulus
Opladen utb/Barbara
Budrich 2021
ISBN: 978-3-8252-5637-1
19,99€

Dieses Lehrbuch bietet eine fundierte und verständliche Einführung in das Thema der Intersektionalität samt Praxis- und Forschungsbezug – von der historischen Entwicklung des Konzepts im deutschsprachigen Raum bis hin zu seinem Nutzen zur Analyse sozialer Ungleichheit. Anhand von Anwendungsbeispielen erörtern die Autor*innen außerdem, welche Chancen und Herausforderungen ein intersektionaler Analyseblick sowohl für die Forschung als auch für die Praxis bereithält.



Intersektionalität

Zur Analyse sozialer
Ungleichheiten

von Gabriele Winker
und Nina Degele
Bielefeld transcript 2009
ISBN: 978-3-8376-1149-6
13,80 €

Die kompakte Analyse der Sozialwissenschaftlerinnen Gabriele Winker und Nina Degele zur sozialen Ungleichheitsforschung mit Schwerpunkt auf Intersektionalität war Ende der 2000er eine der ersten ihrer Art im deutschsprachigen Raum und avancierte zu einem Standardwerk der intersektionalen Sozialforschung. Die Ausarbeitung einer klaren forschungsanleitenden Theorie und Methodik, die die Ebenen von Kapitalismus, Patriarchat, Identitätskonstruktionen und symbolischen Repräsentationen miteinander in den Blick nehmen, machen diesen Band zu einem wertvollen Begleiter.



Migration, Religion, Gender und Bildung

Beiträge zu einem erweiterten Verständnis von Intersektionalität

von Meltem Kulaçatan und Harry Harun Behr (Hrsg.)

Bielefeld transcript 2020

ISBN: 978-3-8376-4451-7

35,00€



Intersektionalität und Kulturindustrie

Zum Verhältnis sozialer Kategorien und kultureller Repräsentationen

von Katharina Knüttel und Martin Seeliger (Hrsg.)

Bielefeld transcript 2011

ISBN: 978-3-8376-1494-7

29,80€

Der Sammelband bildet einen Querschnitt durch nationale und internationale Perspektiven auf Gender, Flucht und Migration im Zusammenhang mit Bildung und staatlichen Regulierungsmaßnahmen. Da Diskurse rund um Fluchtmigration zunehmend in Bezug auf Religion geführt werden, nimmt der Band besonders eben diese Diskurse in den Blick. Die Beiträge des Sammelbands beschäftigen sich mit unterschiedlichen migrationsbezogenen Veränderungen in Deutschland und Europa, widmen sich damit verbundenen gesellschaftlichen Ängsten und zeichnen innen- wie außenpolitische Perspektiven im Kontext von Gender und der Vergeschlechtlichung von Flucht und Migration nach.

In welcher Beziehung stehen kulturindustrielle Produkte und bestimmte soziale Kategorien? Welche Gestaltungspotenziale bestehen im Prozess der Kulturaneignung? Haben Markt- und Verwertungslogiken Einfluss auf die Darstellung sozialer Klassen? In diesem Sammelband wird der Zusammenhang zwischen der Wirkung kultureller Repräsentationen und der Entstehung, Reproduktion und Transformation von sozialen Kategorien wie Klasse, Geschlecht und Ethnizität aufgezeigt. Das Spektrum der interdisziplinären Beiträge umfasst sowohl grundlagentheoretische Perspektiven zu Intersektionalität und Kulturindustrie als auch Analysen und Fallbeispiele zu populären Mediendiskursen.



Intersektionalität und Postkolonialität

Kritische feministische Perspektiven auf Politik und Macht

von Heike Mauer und Johanna Leinius (Hrsg.)

Opladen Barbara Budrich 2020

ISBN: 978-3-8474-2455-0

52,00€ / Open Access



Theorien der Intersektionalität

zur Einführung

von Kathrin Meyer

Hamburg Junius 2017

ISBN: 978-3-96060-106-7

14,90€

Der Sammelband reflektiert erstmalig systematisch das Verhältnis intersektionaler und postkolonial-feministischer Perspektiven im Kontext der deutschsprachigen politikwissenschaftlichen feministischen Forschung und der Gender Studies. Die Beiträge legen anhand aktueller Forschungsprojekte dar, welche epistemologischen, ethischen, methodologischen und politischen Auswirkungen das Einnehmen intersektionaler sowie postkolonial-feministischer Perspektiven haben kann. Aktuelle politische Debatten etwa zu islamischer Religion, zur Gefängnis-kritik, zur Ethik biomedizinischer Forschung, zum Wohlfahrtsstaat oder ökologischen und studentischen Bewegungen im globalen Süden werden aus intersektionalen und postkolonial-feministischen Perspektiven betrachtet.

Intersektionalität ist eine der meistdiskutierten Analyseperspektiven in den kritischen Sozial- und Kulturwissenschaften. Sie erfasst, ausgehend von der englischen Metapher der intersection, das Zusammenwirken von Machtstrukturen wie Rassismus, Sexismus, Nationalismus und Kapitalismus und zeigt auf, wie Individuen und Gruppen innerhalb solcher Herrschaftsgefüge unterschiedlich diskriminiert und privilegiert werden. Der Band von Kathrin Meyer bietet eine Einführung in die frühen Ansätze eines intersektionalen Denkens, beschreibt die institutionellen und disziplinären Entwicklungen intersektionaler Ansätze und gibt einen Überblick über die zentralen Anliegen, Gegenstände und Methoden von Intersektionalitätsansätzen heute.

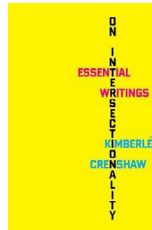


Intersectionality

As Critical Social Theory

von Patricia Hill Collins
Durham Duke University
Press 2019
ISBN: 978-1-4780-0646-6
29,95\$

In dem Band stellen die Soziologin und ehemalige Präsidentin der American Sociological Association Patricia Hill Collins eine Reihe von Analysewerkzeugen für die Intersektionalitätsforschung vor. Sie zeigt das Potential des Ansatzes auf, soziale Ungleichheiten zu theoretisieren und hierüber sozialen Wandel anzustoßen. Während Intersektionalität hilft, den Blick auf zeitgenössische soziale Probleme zu werfen, stellt Collins fest, dass ihre Möglichkeiten als kritische Sozialtheorie noch nicht ausgeschöpft sind. Damit die Intersektionalität ihre Kraft voll entfalten könne, müssten ihre Vertreter*innen ihre Annahmen, Epistemologien und Methoden kritisch reflektieren. Sie stellt die Intersektionalität in einen Dialog mit verschiedenen theoretischen Traditionen – von der Frankfurter Schule bis hin zum Schwarzen feministischen Denken – um einerseits ihre Definition von Intersektionalität zu schärfen und andererseits, um ihren einzigartigen kritischen Zugang aufzuzeigen.

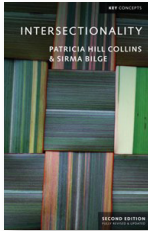


On Intersectionality:

Essential Writings

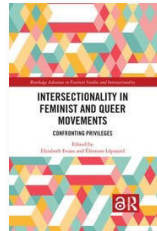
von Kimberlé W. Crenshaw
New York The New Press
2017
ISBN: 978-1-62097-270-0
22,80€

Seit mehr als dreißig Jahren verwenden Wissenschaftler*innen, Aktivist*innen, Pädagog*innen und Jurist*innen – innerhalb und außerhalb der Vereinigten Staaten – das Konzept der Intersektionalität, um Ungleichheit zu beschreiben und konkrete Lösungen zu finden. Auf der Grundlage der Schwarzen feministischen und kritischen Rechtstheorie entwickelte Kimberlé Crenshaw das Konzept der Intersektionalität; einen Begriff, den sie prägte, um die vielfältigen gesellschaftlichen Kräfte, sozialen Identitäten und ideologischen Instrumente zu beschreiben, durch die Macht ausgeübt und legitimiert wird sowie Benachteiligungen geschaffen werden. In dieser umfassenden und leicht zugänglichen Einführung in Crenshaws Werk finden die Leser*innen Aufsätze und Artikel, die das Konzept der Intersektionalität definiert haben. Das Buch enthält eine umfassende neue Einleitung der Autorin sowie Kontextualisierungen zu den einzelnen Kapiteln. Eine zweite Auflage soll 2022 erscheinen.



Intersectionality (2. Aufl.)

von Patricia Hill Collins
und Sirma Bilge
New York Wiley 2020
ISBN: 978-1-509-53968-0
24,95\$

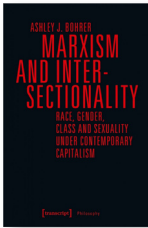


Intersectionality in Feminist and Queer Movements

Confronting Privileges
von Elizabeth Evans und
Eléonore Lépinard (Hrsg.)
London Routledge 2019
ISBN: 978-1-032-08440-4
29,59£

Der vielbeachtete Titel „*Intersectionality*“ von Patricia Hill Collins und Sirma Bilge bietet die zentrale Einführung in das Feld des intersektionalen Wissens und ihrer Praxis und ist 2020 in einer vollständig überarbeiteten und erweiterten Auflage erschienen. Die Autorinnen analysieren die Entstehung, die Entwicklung und die Konturen des Konzepts der Intersektionalität. Anhand einer Reihe jüngerer Debatten wie dem Aufstieg des Rechtspopulismus, der reproduktiven Gerechtigkeit, dem Klimawandel und digitalen Umgebungen und Kulturen zeigen sie seine globale Bedeutung auf. Das Buch ist leicht verständlich geschrieben und illustriert seine Argumente an konkreten Beispielen. Es zeigt das Potenzial der Intersektionalität auf, die komplexe Architektur sozialer und wirtschaftlicher Ungleichheiten zu verstehen und mit ihr einen an sozialer Gerechtigkeit orientierten Wandel herbeizuführen.

Der Sammelband zeigt drei Ansätze auf, wie Intersektionalität in feministischen und queeren Bewegungen angewendet wird: Sie wird als kollektive Identität, als Strategie zur Bildung von Koalitionen und als Repertoire für Inklusivität genutzt. Die in diesem Buch vorgestellten Fallstudien zeigen wie die Ansätze einzeln oder zusammen von intersektionalen Aktivist*innen eingesetzt werden, um Erscheinungsformen von Privilegien zu bekämpfen. Anhand von Studien aus verschiedenen Zeiten und Räumen untersucht dieser Band auch die Schwierigkeiten, mit denen Aktivist*innen zu kämpfen haben, wenn es darum geht, Intersektionalität in die Praxis zu übertragen. Der Sammelband richtet sich an Studierende und Wissenschaftler*innen aus den Sozial- und Geisteswissenschaften, die sich für Gender und Feminismus, LGBTQI+ und Queer Studies sowie Social-Movement-Studies interessieren.



Marxism and Intersectionality

Race, Gender, Class and Sexuality under Contemporary Capitalism

von Ashley J. Bohrer

Bielefeld transcript 2019

ISBN: 978-3-8376-4160-8
29,99€



Intersektionale Sozialforschung

von Kathrin Ganz und Jette Hausotter

Bielefeld transcript 2020

ISBN: 978-3-8376-4514-9
20,00€ / Open Access

Was ist für die Entwicklung einer wirklich soliden zeitgenössischen Theorie der Herrschaft erforderlich? Ashley J. Bohrer argumentiert, dass wir Machtverhältnisse, wie wir sie heute vorfinden, nur verstehen können, wenn wir alle Dimensionen von Rasse, Geschlecht, Sexualität und Klasse innerhalb der Strukturen von Kapitalismus und Imperialismus betrachten. Die Aktivistin und public intellectual Bohrer erklärt, dass viele der vermeintlichen Unvereinbarkeiten zwischen Marxismus und Intersektionalität eher auf Missverständnisse als auf einen grundlegenden konzeptionellen Gegensatz zurückzuführen sind. Als erste Monografie, die ausschließlich dieser Frage nachgeht, ist der Band für Aktivist*innen wie Wissenschaftler*innen, die sich mit multiplen Systemen von Herrschaft, Ausbeutung und Unterdrückung auseinandersetzen, ein wertvolles Werkzeug.

Die Intersektionale Mehrebenenanalyse nach Gabriele Winker und Nina Degele ist ein vielseitig anwendbares Instrument für eine subjektzentrierte und praxisorientierte Sozialforschung. Die Soziologinnen Kathrin Ganz und Jette Hausotter stellen die Theorie des Intersektionalen Mehrebenenansatzes vor, erweitern diesen und führen Schritt für Schritt durch seine Anwendung: von der Konzeption über die Datenerhebung und -auswertung bis zu den Ergebnisdarstellungen. Zudem werden die Potenziale der Methode für die intersektionale Praxisforschung ausgelotet.

Die Literaturempfehlungen wurden von **Cathrin Mund** lektoriert.

Tagungen und Termine

1 [Decolonizing Gender Studies](#)

Die 11. Jahrestagung der Fachgesellschaft Geschlechterstudien / International Spring School findet vom 3. bis 7. Februar 2022 an der Universität Kassel statt.

2 [Vernachlässigte Werkzeuge der Theoriebildung? Ein Aufruf zur Debatte](#)

Die gemeinsame Tagung der DGS-Sektionen Soziologische Theorie und Politische Soziologie findet vom 3. bis 4. März 2022 an der Universität der Bundeswehr München statt.

3 [Wirtschaft anders denken? Alternatives Wirtschaften im Fokus der Wirtschaftssoziologie](#)

Die Frühjahrstagung der DGS-Sektion Wirtschaftssoziologie findet vom 10. bis 11. März 2022 am Max-Planck-Institut für Gesellschaftsforschung in Köln statt.

4 [Die Normativität sozialer Gedächtnisse](#)

Die gemeinsame Tagung des DGS-Arbeitskreises Soziales Gedächtnis, Erinnern und Vergessen und des Zentrums für Militärgeschichte und Sozialwissenschaften der Bundeswehr findet vom 17. bis 18. März 2022 in Potsdam statt.

5 [The Global Conference on Women and Gender. Community, Care, and Crisis](#)

Die globale und interdisziplinäre Konferenz findet vom 17. bis 19. März 2022 an der Christopher Newport University, Virginia, USA und online statt.

6 [Digital Future\(s\): Technology Assessment in and for a Changing World](#)

Das Karlsruher Institut für Technologie veranstaltet vom 20. bis 23. März 2022 die 5. Europäische Konferenz zur Technologiebewertung.

7 [Zukunftsentwürfe in der Populärkultur. Interdisziplinäre Perspektiven](#)

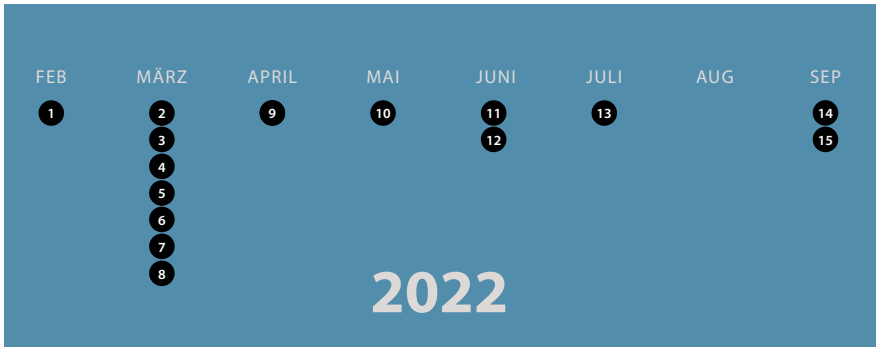
Die interdisziplinäre Tagung findet vom 24. bis 26. März 2022 an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg statt und wird vom Zentrum für Populäre Kultur und Musik organisiert.

8 [Mixed Methods in der Sozialstrukturanalyse: Integrationspotenziale qualitativer und quantitativer Forschungsansätze](#)

Die gemeinsame Tagung der Sektion Soziale Ungleichheit und Sozialstrukturanalyse und des Arbeitskreises „Mixed Methods“ der Deutschen Gesellschaft für Soziologie sowie des SOFI und des Instituts für Soziologie der Universität Göttingen findet vom 31. März bis 1. April 2022 in Göttingen statt.

9 [In equality Conference 2022](#)

Die vom Exzellenzcluster The Politics of Inequality organisierte internationale und interdisziplinäre Konferenz findet vom 6. bis 8. April an der Universität Konstanz statt.



10 [Praxistag 2022](#)

Der Bundesverband Deutscher Soziologinnen und Soziologen e. V. veranstaltet am 7. Mai 2022 erstmals einen Praxistag der Soziologie an der Universität Kiel.

11 [Educational Institutions in Switzerland and their Paradoxical Contribution to Social Cohesion and Desintegration](#)

Die Tagung des Forschungsnetzwerks Bildungssoziologie der Schweizerischen Gesellschaft für Soziologie (SSA) findet vom 23. bis 24. Juni 2022 an der Universität Basel statt.

12 [The Straight Past of a Queer Present? Mann-männliches Begehren und homosexuelles Verhalten in Kulturgeschichte und Kulturvergleich](#)

Die Tagung, organisiert von der Otto-Friedrich-Universität Bamberg, findet vom 24. bis 26. Juni 2022 statt.

13 [Phänomenologien und Gesellschaftstheorien](#)

Die Sommertagung der DGS-Sektion Soziologische Theorien, organisiert vom Interdisziplinären Arbeitskreis Phänomenologien und Soziologie (IAPS), findet vom 15. bis 16. Juli 2021 am Hanse Wissenschaftskolleg in Delmenhorst statt.

14 [Globalisierung der Grenzen – Grenzen der Globalisierung. Migration zwischen globalen Krisen und lokalen Dynamiken](#)

Die 7. Jahrestagung zur Migrationsforschung in Österreich findet vom 26. bis 28. September 2022 an der Österreichische Akademie der Wissenschaften in Krems an der Donau statt.

15 [DGS-Kongress 2022 „Polarisierte Welten“](#)

Der 41. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Soziologie findet vom 26. bis 30. September 2022 an der Universität Bielefeld statt.

Die Terminübersicht wurde von **Annabell Lamberth** recherchiert und von **Veronika Riedl** lektoriert.

Redaktionsteam

Andreas Schulz (MA, M.A.), hat u.a. Soziologie in Leipzig, Bern und Wien studiert und ist derzeit Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft der Universität Wien. Aufgaben: Administration, Heftkoordination, Review und Lektorat.

Annabell Lamberth (B.A.), studiert Soziologie an der TU Berlin. Aufgaben: Lektorat.

Cathrin Mund (M.A.), promoviert am Lehrstuhl für Kultur- und Religionssoziologie an der Universität Bayreuth. Aufgaben: Vereinsvorstand, Betreuung wissenschaftlicher Beirat und Lektorat.

94

Daniel Bräunling (M.A.), studierte Soziologie in Tübingen. Aufgaben: Vereinsvorstand, Review und Lektorat.

Dominik Dauner (B.A.), studiert Soziologie an der Universität Heidelberg. Aufgaben: Lektorat und Review.

Felix Werner studiert Politik- und Buchwissenschaft an der Johannes-Gutenberg Universität Mainz. Aufgaben: Lektorat.

Hannah Lindner (B.A.), studiert Soziologie in Frankfurt/Main. Aufgaben: Review und Autor*innenbetreuung.

Hendrik Erz (M.A.), hat Geschichte, Politikwissenschaften und Soziologie an der Universität Bonn studiert und ist derzeit Doktorand am Institut für Analytische Soziologie (IAS) an der Universität Linköping (Schweden). Aufgaben: Vereinsvorstand, Blogkoordination und Social Media.

Jan Schuhr (B.A.), studiert in Hannover Soziologie. Aufgaben: Lektorat.

Lucas Steger studiert in Konstanz Politikwissenschaften. Aufgaben: Review und Lektorat.

Luisa Bischoff (M.A.), arbeitet im Graduiertenkolleg 'Doing Transitions' in Frankfurt/Main. Aufgaben: Gleichstellung und Lektorat.

Markus Kohlmeier (M.A.), promoviert an der Universität Duisburg-Essen. Aufgaben: Vereinsvorstand, Finanzen, Anzeigen.

Marlene Müller-Brandeck (M.A.), hat an der LMU München Soziologie studiert. Aufgaben: Gleichstellung und Review.

Michelle Helmkamp (M.A.), hat an der LMU München Soziologie studiert. Aufgaben: Lektorat.

Nils Haacke (M.A.), hat Soziologie an der Universität Freiburg/Breisgau studiert. Aufgaben: Review, Autor*innenbetreuung und Lektorat.

Philipp Meinert studiert Soziologie in Siegen. Aufgaben: Review.

Tamara Schwertel (M.A.), studierte Soziologie mit Schwerpunkt empirische Methoden der Sozialforschung sowie Philosophie in Frankfurt/Main. Aufgaben: Review und Lektorat.

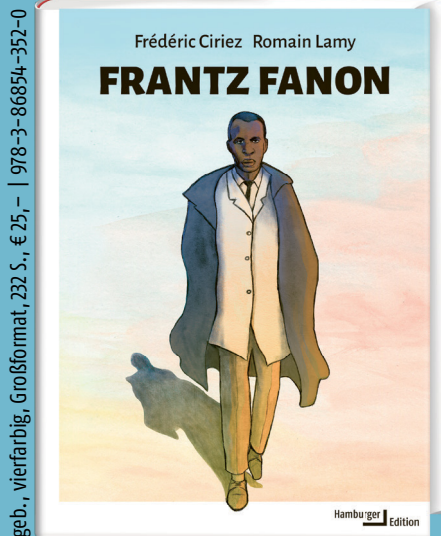
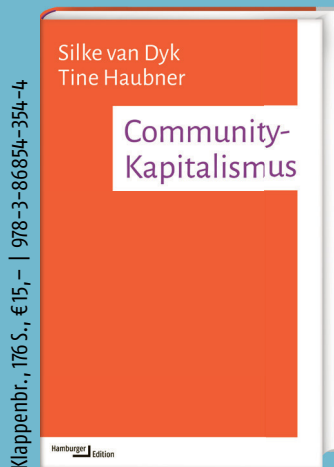
Veronika Riedl (MA, BA), studierte Soziologie an der Universität Innsbruck, in Paris und in

Danksagung

95

Das Soziologiemagazin wird — samt dem dazugehörigen Verein — ausschließlich von ehrenamtlich arbeitenden Menschen getragen: Studierende und Absolvent*innen der Soziologie und/oder verwandter Fächer, aber auch Promovierende sowie den wissenschaftlichen Mitarbeiter*innen und Professor*innen, die sich bei uns als wissenschaftliche Beiräte engagieren. An all diejenigen möchten wir auch diesmal ein herzliches und großes Dankeschön aussprechen. Danke für Eure und Ihre Energie, für die investierte Zeit und Mühe, für Diskussionen und Absprachen sowohl in der Redaktion als auch mit den Autor*innen. Ein solches Engagement ist nicht selbstverständlich und soll deshalb an dieser Stelle dezidiert bedacht, genannt und gewürdigt werden! Des Weiteren durften wir uns auch diesmal mit zahlreichen und diversen Beiträgen auseinandersetzen; vielen Dank an die dazugehörigen Autor*innen, die Lust, Zeit und vielleicht in manchen Fällen auch Mut gefunden haben, ihre Artikel einzusenden und sich dem Review-Verfahren zu stellen. Ohne solche Einsendungen und Rückmeldungen wäre unsere Arbeit frustrierend oder sogar schlicht unmöglich. Außerdem bedanken wir uns beim Verlag Barbara Budrich für die produktive und zuverlässige Zusammenarbeit. So, und das letzte große Dankeschön geht an die Leser*innen unserer Magazine und des Blogs und an die Menschen, die uns auf Facebook, Twitter und YouTube folgen. Aufgrund Eurer starken Unterstützung macht es uns wiederum großen Spaß, das Magazin – mit allem, was dazu gehört – auf die Beine zu stellen und damit auch weiterhin eine Publikationsplattform für Studierende und Promovierende der Sozialwissenschaften zu bieten.

Neuerscheinungen im Herbst



hamburger-edition.de

Hamburger **Edition**

Verlag des Hamburger Instituts für Sozialforschung

Impressum

HERAUSGEBER

soziologiemagazin e.V.
Ludwig-Maximilians-Universität München
Institut für Soziologie
Konradstraße 6
80801 München

RECHTSSITZ: Halle (Saale)

VEREINSVORSTAND (VISDPR)

Hendrik Erz (Vorsitz)
Cathrin Mund (stellv. Vorsitz)
Markus Kohlmeier (Finanzen)
Daniel Bräunling
Marlene Müller-Brandeck
Veronika Riedl

vorstand@soziologiemagazin.de

REDAKTION

Andreas Schulz, Annabell Lamberth, Cathrin Mund,
Daniel Bräunling, Dominik Dauner, Felix Werner,
Franziska Deutschmann, Hannah Lindner, Hendrik Erz,
Jan Schuhr, Leonard Mach, Lucas Steger, Luisa Bischoff,
Markus Kohlmeier, Marlene Müller-Brandeck, Michelle
Helmkamp, Nils Haacke, Philipp Meinert, Tamara
Schwertel, Tanja Strukelj, Veronika Riedl

FRAGEN BITTE AN

redaktion@soziologiemagazin.de

LAYOUT UND SATZ: Veronika Riedl

TITELBILD: Foto von Karina Zhukovskaya von Pexels

ANZEIGEN

Ansprechpartner: Markus Kohlmeier
anzeigen@soziologiemagazin.de
Es gilt die Anzeigenpreisliste vom April 2021

WISSENSCHAFTLICHER BEIRAT

Prof. Dr. Clemens Albrecht, Prof. Dr. Brigitte Aulenbacher,
Prof. Dr. Birgit Blättel-Mink, Prof. Dr. Ulrich Bröckling, Prof.
Dr. Aldo Haesler, Prof. Dr. Ernst von Kardorff, Prof. Dr. Hubert
Knoblauch, Prof. Dr. em. Reinhard Kreckel, Prof. Dr. Thomas
Kron, Dr. Diana Lindner, Prof. Dr. Kurt Mühler, Dr. Yvonne
Niekrenz, Dipl. Sozialwirt Harald Ritzau, Dr. Cornelia Schad-
ler, Dr. Imke Schmincke, Dr. Jasmin Siri, Dr. Irene Somm,
Prof. Dr. Manfred Stock, Dr. Sylvia Terpe, apl. Prof. Dr. Udo
Thiedeke, Prof. Dr. Georg Vobruba, Dr. Greta Wagner

ERSCHEINEN UND BEZUGSBEDINGUNGEN

Jährlich zwei Hefte. Open Access
PREIS: Einzelheft Print EUR 13,00;
Abonnement Print: EUR 22,00/ Jahr,
Abonnement Print ermäßigt EUR 18,00/ Jahr
(inkl. MwSt., zzgl. Versandkosten);
E-JOURNAL: kostenlos

Das digitale Angebot finden Sie auf:
sozmag.budrich-journals.de und auf
www.soziologiemagazin.de

BESTELLUNGEN PRINT

bitte an den Buchhandel oder den
Verlag Barbara Budrich
Stauffenbergstr. 7
D-51379 Leverkusen-Opladen
Tel.: +49 (0)2171.79491.50
Fax: +49 (0)2171.79491.69
info@budrich.de
www.budrich.de
www.budrich-journals.de
www.shop.budrich.de

Heft 24, Jg. 14, 2021

© 2021 Verlag Barbara Budrich GmbH
Opladen | Berlin | Toronto
ISSN 2198-980X

© 2021 Dieses Werk ist bei der Verlag Barbara Bu-
drich GmbH erschienen und steht unter der Crea-
tive Commons Lizenz Attribution 4.0 International
(CC BY 4.0): [https://creativecommons.org/licenses/
by/4.0/](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/). Diese Lizenz erlaubt die Verbreitung, Spei-
cherung, Vervielfältigung und Bearbeitung bei Ver-
wendung der gleichen CC-BY-4.0-Lizenz und unter
Angabe der Urheber*innen, Rechte, Änderungen
und verwendeten Lizenz.

Dieses Heft steht im Open-Access-Bereich der Ver-
lagsseite zum kostenlosen Download bereit ([https://
doi.org/10.3224/soz.v14i2](https://doi.org/10.3224/soz.v14i2)).

Eine kostenpflichtige Druckversion (Print on
Demand) kann über den Verlag bezogen werden.



Die Rückkehr des starken Mannes?

Antidemokratische Dynamiken unter Beobachtung

Bereits 2006 hat Ralf Dahrendorf den Beginn des 21. Jahrhunderts als „Zeit des neuen Autoritarismus“ bezeichnet – lange vor dem „langen Sommer der Flucht“ 2015 oder den jüngsten antiliberalen Zuspitzungen während der Coronapandemie. Die Abwahl Donald Trumps überzeugte die wenigsten Beobachter*innen, dass globale antidemokratische Dynamiken gebannt wären. Der ungebrochene Aufstieg antidemokratischer und faschistischer Parteien, Initiativen und anderer Gruppierungen zeigt, dass auch Trump nur ein Symptom eines tieferliegenden Problems war.

Politik, Zivilgesellschaft und allen voran die Sozialwissenschaften beobachten seit Längerem autoritäre Tendenzen in Europa und der Welt sowie zunehmend gezielte Angriffe von antiliberalen Parteien auf demokratische Systeme, die diese mit deren eigenen Mitteln zu demontieren suchen. Antidemokratische Bewegungen schaffen es, politische und gesellschaftliche Krisen wie auch Globalisierungsphänomene für sich zu instrumentalisieren und zunehmend Teile der Bevölkerung hinter sich zu vereinen. In Internetforen und auf Social Media-Kanälen – allen voran Twitter, Reddit und 4Chan als digitale Sphären der Radikalisierung – wird gegen LGBTQI+, Feminismus, Gläubige des Judentums oder des Islams sowie gegen beliebig austauschbare Minderheiten mobilisiert. Dort werden Themen auf die neurechte Agenda gesetzt, auf die realpolitische Forderungen der parlamentarischen Rechten folgen: Anti-Feminismus, Ethnonationalismus und Rassismus.

In Ungarn, Polen, Belarus, Aserbaidschan, Russland, Brasilien und auch in Österreich zeigen sich diese antidemokratischen Dynamiken besonders eindrücklich: Angriffe auf die Gewaltenteilung, Untergrabung der unabhängigen Medienlandschaft, Einschränkungen des Rechtssystems und Nepotismus stehen immer öfter auf der Tagesordnung.

Als Ursachen für soziale Dominanzorientierungen und die Akzeptanz autoritärer Gebärden identifizieren Soziolog*innen vor allem wirtschaftliche Deprivation, politische Ohnmacht und den Legitimitätsverlust etablierter Institutionen. Das so entstandene Bedeutungs-Vakuum fülle derzeit vor allem die (Neue) Rechte.

Welche autoritären Synergien und Dynamiken lassen sich im politischen, (zivil-)gesellschaftlichen oder auch künstlerischen System ausfindig machen? Wie lassen sich sowohl theoretisch als auch methodologisch Phänomene wie autoritäre Tendenzen in den Sozialen Medien fassen und wie beeinflussen sie den gesellschaftlichen Diskurs? Inwiefern spielen intersektionale Aspekte bei der Analyse des (neuen) Faschismus eine Rolle und was zeichnet diesen aus? Welche kulturellen Parallelen existieren zu historischen Autoritarismen? Welche Gemeinsamkeiten und Unterschiede bestehen zwischen den verschiedenen Nationalstaaten? Wer sind die treibenden Kräfte hinter diesen antidemokratischen Dynamiken und wer leistet Widerstand in Politik, Gesellschaft und Kultur?

Das alles wollen wir von euch wissen! Schickt uns eure Texte zu diesen und weiteren Fragen bis zum 1. Dezember 2021 an [einsendungen\[at\]soziologiemagazin.de](mailto:einsendungen[at]soziologiemagazin.de). Wir freuen uns auf eure Einsendungen! Hilfestellungen zum Verfassen von Artikeln erhaltet ihr auf unserem Blog unter „[Hinweise für Autor*innen](#)“. Das Soziologiemagazin legt Wert auf Chancengleichheit und Diversität. Wir ermutigen daher insbesondere Frauen* und Personen, die einer in der Nachwuchswissenschaft unterrepräsentierten Gruppe zugehörig sind, zu einer Einsendung. Für Fragen zum Thema Gleichstellung und zu unserer Positionierung stehen euch auch unsere Ansprechpersonen für Gleichstellungsfragen ([gleichstellung\[at\]soziologiemagazin.de](mailto:gleichstellung[at]soziologiemagazin.de)) zur Verfügung.